

Michael Schikowski
Immer schön sachlich

Kleine Geschichte
des Sachbuchs
1870-1918

arbeitsblätter zur Sachbuchforschung

22

www.sachbuchforschung.de
Mainz, Juni 2014

Arbeitsblätter für die Sachbuchforschung #22

Herausgegeben vom Forschungsprojekt Das populäre deutschsprachige Sachbuch im 20. Jahrhundert und dem Institut für Buchwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 55099 Mainz

Geschäftsführender Herausgeber David Oels

© Michael Schikowski
ISSN 2195-285X

Titelblatt Gestaltung: Hanne Mandik

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors/der Autorin und der Herausgeber unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Im Jahr 2010 erschien von Michael Schikowski Immer schön sachlich. Kleine Geschichte des Sachbuchs im Bramann Verlag. Sie wird nun auf sachbuchforschung.de als Arbeitsblatt für die Sachbuchforschung zugänglich gemacht, bleibt aber als Buch weiterhin erhältlich.

Vorwort des Autors:

Die Struktur einer Publikation ist immer Ausdruck der Bedingungen ihrer Entstehung. Bei Immer schön sachlich. Kleine Geschichte des Sachbuchs war dies eine Zeitschrift für Buchhändler in der Ausbildung. Diese ließ Monat für Monat in den Jahren von 2006 bis 2010 nur Einzelbesprechungen von Sachbüchern zu. Wäre die Zeitschrift nicht veräußert und dann relativ rasch eingestellt worden, würde diese Serie vermutlich auch heute noch erscheinen. Das Ende der Zeitschrift war Anlass, die Serie in Form eines Buches zugänglich zu machen.

Herausgekommen ist dabei allerdings nicht nur eine kleine Geschichte des Sachbuchs des Zeitraums von 1870 bis 1914, sondern auch eine überaus kleinteilige. Zu einer eigenen Perspektive, aus der heraus gleich zu Anfang klar wäre, was berücksichtigt wird und was nicht, blieb keine Zeit. Anderweitige berufliche Verpflichtungen ließen solche im Grunde selbstverständlichen und notwendigen Vorüberlegungen nicht zu. Dabei stellte sich heraus, dass das zur Lektüre und Untersuchung anstehende Material nicht abnahm, sondern mit jedem Arbeitsgang immer nur wuchs.

Es zeigt sich nun, dass von einer Geschichte des deutschsprachigen Sachbuchs nur insofern die Rede sein kann, als sie als eigenständige Entwicklung der Hauptwerke darstellbar wäre. Das Erscheinen des jeweiligen Hauptwerks setzte dann die literaturhistorische Zäsur. Gewiss wären die Werke von Emil Ludwig und C. W. Ceram geeignet, eine solche eigenständige Geschichte der Sachliteratur zu strukturieren. Zu fragen wäre also nach dem Werther oder der Effi Briest der Sachliteratur.

Sachliteratur ist kein von der gesellschaftlichen oder politischen Entwicklung ablösbarer Prozess. In vielen Fällen ist Sachliteratur dieser Prozess selbst oder zumindest ein Teil davon zusammen mit Parlamentsreden, Zeitungsartikeln und anderen Dokumenten und Zeugnissen. Daher ist Sachliteratur durch die politische Geschichte und ihre Wendepunkte strukturiert. Insofern ist Sachliteratur Ausdruck der politischen Geschichte.

An zahlreichen Stellen dieser kleinen Geschichte werden Sachbücher im Kontext von Verlegerbeziehungen, Vorveröffentlichungen der Bücher in Zeitschriften und im Hinblick auf die Buchgestalt untersucht. Denn neben den allfälligen Untersuchungen von Autoren, Inhalten und Formen, rücken bei einer auf Popularität, also die möglichst weite Verbreitung, angelegten Gattung, die Bedingungen der Entstehung der Texte in den Blick.

Statt der hier unter dem Titel Immer schön sachlich online gestellten Tiefenbohrung eines nur knappen Zeitraums, ist ein Überblick in der Fläche, also im Zeitraum von 1800 bis 2000 unter dem Arbeitstitel Das deutschsprachige Sachbuch. Materialien zu Geschichte, Form und Stil in Vorbereitung. Der Erscheinungstermin ist wie alles im Leben unbestimmt.

Immer schön sachlich ist auch in einer Printversion lieferbar:
Bramann Verlag
111 Seiten | 978-3-934054-42-4 | 16,- EUR [D]

Köln im Juni 2014 Michael Schikowski

© 2010 Bramann Verlag, Frankfurt am Main
Alle Rechte vorbehalten

Einbandgestaltung
und Typografie Lukas Höh in Anlehnung an das Reihenkonzept
der *Edition Buchhandel*
Druck Verlagsservice Niederland, Frankfurt am Main
ISBN 978-3-934054-42-4

Für Antje und unsere Kinder Lukas und Paula

Inhalt

Vorwort von Prof. Dr. Erhard Schütz	7
Einleitung	9
Bruchstücke einer Vorgeschichte des Sachbuchs	13
Naturwissenschaftliche Volksbücher	17
Das Liebesleben in der Natur	18
Welträtsel	20
Aus fernen Welten	21
Weltschöpfung	22
Hinter Pflug und Schraubstock	23
Erinnerungen einer Überflüssigen	25
Der Sumpf	26
Drei Monate Fabrikarbeiter	27
Fortschritt und Armut	28
Millionen und Millionäre	30
Ullstein Weltgeschichte	31
Der große Krieg in Deutschland	34
Römische Geschichte	36
Die Kultur der Renaissance in Italien	38
Geschichte der Kriegskunst	40
Wenn ich der Kaiser wär'	41
Das deutsche Volk und die Politik	44
Von kommenden Dingen	45
Der deutsche Gedanke in der Welt	47
Die Oper	48
Ludwig van Beethoven	50
Geschichte der deutschen Literatur	51
Die Romantik	53
Betrachtungen über Kunst, Gott und Welt	55
Rembrandt als Erzieher	56

Geschichte der Malerei	58
Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst	60
Expressionismus	62
Durch Kunst zum Leben	64
Der Wille zur Macht	66
Philosophia militans	67
Einleitung in die Philosophie	69
Der Sinn und Wert des Lebens	71
Die Nationen und ihre Philosophie	72
Das Wesen des Christentums	74
Das Weltbild der Zukunft	76
Mit Blitzlicht und Büchse	78
Amerika heute und morgen	81
Eine empfindsame Reise im Automobil	82
Indienfahrt	84
Das Jahrhundert des Kindes	86
Die Höhlenkinder vom heimlichen Grund	88
Das Schaltwerk der Gedanken	89
Die Antifeministen	91
Die geistigen Epidemien	93
Am Sterbelager des Jahrhunderts	95
Der Krieg im Westen	96
Verlegerkultur und Verlagskonjunktur um 1900	98
Verwendete Literatur	103
Register	107
Danksagung	111

Vorwort von Prof. Dr. Erhard Schütz

Was der Roman einmal war, ist das Sachbuch häufig immer noch: fast in aller Hände und vor aller Augen, aber von den Sittenrichtern und Qualitätssicherern schlicht ignoriert, misstrauisch beäugt oder offen verdammt. Das ist in der Vergangenheit immer wieder gerne erzählt worden, und man kann sich in solchen Verkanntheitsgeschichten bequem einrichten. Da lebt man vom Außenseitermythos, während man längst zum proppren Mittelfeld geworden ist: als Stütze, Stecken und Stab der Buchgesellschaft. Um sich ›ehrlich‹ zu machen, erzählt man dann meist, dass der Stammbaum viel, viel älter sei; wahlweise hat er seine Wurzeln in der Antike oder der Aufklärung.

Aut prodesse aut delectare: der hehre Auftrag an die Kunst, steht dann auch hier über dem Eingangportal. Informationen zum Floßbau in der Odyssee oder zum Aufbau eines Flügels bei Ovid halten her, die Verschwisterung von Nutzen und Unterhaltsamkeit zu begründen. Den Menschen, dem Volke, den Benachteiligten, aber Strebsamen ein Licht aufzustecken, ihm damit zum Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit zu leuchten – das Sachbuch trägt die Fackel der Aufklärung ins Massenzeitalter des ausgehenden 19. Jahrhunderts, auch wenn das sich längst elektrisch eingerichtet hat.

Solche PR-Geschichten kommen gut. Michael Schikowski verzichtet auf sie. Er hat ein besseres Mittel, für das Sachbuch im Reich der Bücher zu werben: die Geschichte des Sachbuchs, genauer der Sachbücher. Denn ›das‹ Sachbuch gibt es gar nicht. Dies zeigt er uns unter der Hand. Es gibt nur Sachbücher – und davon jegliche Menge. Indes weiß der Kenner, sie zu unterscheiden und in Gruppen zu fassen. Und indem er das tut, erweitert er unseren Horizont erheblich. Er zeigt uns eine Vielfalt, aber auch ihre Zusammenhänge, Moden und Konjunkturen. Entstanden ist dadurch nicht nur ein Sachbuch zur Geschichte der Sachbücher, sondern auch eine kleine, aber potente Kultur- und Mentalitätsgeschichte.

Ich selbst habe es beim Sachbuch immer damit gehalten, dass es unterhaltsam sein muss, dass es aber im Kern gar nicht belehrt, sondern im besten Falle erbaut. Ja, in jedem guten Sachbuch findet man überraschende Fakten und Zusammenhänge, Wissensbestände und Ordnungsange-

bote. Aber seine Funktion ist, ob man es weiß, will oder nicht, weniger Einübung in Regel- und Weltwissen denn Trostwissen. Das Sachbuch ist Konfirmation. Es versichert uns, dass es Regeln und die Welt gibt, dass wir – von welchem Punkt auch immer ausgehend – Zusammenhänge erkennen können, wenn sie uns denn jemand schön sachlich erklärt. Sachbücher sind Katechismen der Wissensgesellschaft. Für dies Büchlein aber bin ich bereit eine Ausnahme zu machen. Es belehrt tatsächlich und tut das geziemend frisch, wissenschaftsunfromm, fröhlich und frei. Und das ist mehr als tröstlich.

Berlin, im September 2010

Einleitung

»Man sollte nicht Leute, die viel lieber in Pferdebüchern mit Momentaufnahmen lesen, zur Poesie verführen wollen.«

Thomas Mann, *Tonio Kröger*

Einleitungen und Vorworte haben die paradoxe Eigenschaft, in Büchern zwar am Anfang zu stehen, aber zuletzt geschrieben zu werden. In der Regel sind Vorworte also Nachworte, die vorne stehen. Diese Einleitung zur *Kleinen Geschichte des Sachbuchs* steht dagegen wirklich am Anfang einer für Buchhändler geschriebenen und in *Buchhändler heute* veröffentlichten Fortsetzung. Dort werden Monat für Monat auf einer Seite, auf der auch die eine oder andere Coverabbildung Platz finden soll, die verschiedenen Kapitel veröffentlicht.

Der Erste Weltkrieg spielt auch für eine noch zu schreibende große Geschichte des Sachbuchs eine entscheidende Rolle. Denn dass die Entwicklung in Wirtschaft, Politik, Technik und Naturwissenschaft bedeutsam für jeden Einzelnen sei, wurde den Menschen um 1900 vermutlich nur an einzelnen Punkten ihrer Lebenswelt deutlich. Diese isolierte Wahrnehmung wurde durch den Krieg schlagartig zu einer erschreckend generellen Tatsache. Der Erste Weltkrieg bündelte diese Erfahrung: Jeder sah sich mit einem Schlag den Folgen ihm ganz fern liegender Entwicklungen in Politik, Wirtschaft und Technik unmittelbar ausgesetzt.

Zugegeben, ich setze thematisch sehr breit an. Es zeigt sich also schon jetzt, dass die *Kleine Geschichte des Sachbuchs*, wenn man genauer hinschaut, nichts von einem Flaschenhals hat, bei dem zunächst vereinzelt Sachbuchautoren einige Nachahmer finden, aus denen dann Moden werden, die wiederum auf andere Gebiete übertragen werden, sich ausdifferenzieren und schließlich in den Strom der über 90.000 Neuerscheinungen münden, die es aktuell gibt. Der Unterschied zu den über 34.000 Neuerscheinungen von 1913 ist für die Aufnahmefähigkeit eines Lesers fast unerheblich. Der Flaschenhals soll eher umgekehrt werden. Je näher wir der Gegenwart kommen – so die Prognose – desto mehr muss man unberücksichtigt lassen.

Was ist aber ein Sachbuch? Ein Buch im mittleren Format, größer als ein Reclamheft, kleiner als der Diercke-Atlas und in der Regel mit einem Schutzumschlag, der farbiger ist als der Umschlag der Heidegger-Ausgabe und meist dezenter in der Gestaltung als der eines WAS IST WAS-Buches. Ein Langtext zwischen 150 und 300 Seiten mit nur wenigen oder ganz ohne Abbildungen.

Die Themen des Sachbuchs stammen aus Naturwissenschaft und Technik, Wirtschaft, Politik, Geschichte, Gesellschaft. Im Falle von größeren politischen oder gesellschaftlichen Debatten, die sich zumeist in anderen Medien deutlich ankündigen, wenden sich Sachbuchautoren im Prinzip auch allen anderen Themen wie Kunst und Literatur zu.

In der Darstellungsform sind Sachbücher anschaulich und lebendig geschrieben, sie präsentieren Tatsachen und erzählen Geschichten. Die literarischen Strategien, die Sachbuchautoren jedoch zur Erzeugung von Plausibilität, Authentizität und Glaubwürdigkeit der Tatsachen bemühen, sind Mittel, die die bloß sprachliche Verfasstheit des Sachbuchs verschleiern. Sie tun dies, indem sie paradoxerweise Geschichten erzählen.

Weiterhin gehört zur Definition des Sachbuchs ein hoher Verbreitungsgrad, der sich bislang nur an den veröffentlichten Verkaufszahlen der Verlage und Bestsellerlisten ablesen lässt. Natürlich sind auch Bücher eines Wissenschaftsverlags mit einer nur geringen Auflage erfolgreich, aber anders. Dies wird klarer, wenn man die Entwicklung der innerakademischen Reputation von Wissenschaftlern betrachtet, die Bestseller schreiben. Dazu gehört ebenso, dass es nicht gleichgültig ist, bei welchem Verlag ein Sachbuch erscheint.

Wie beim Haeckelschen Stammbaum wollen wir in unserer Geschichte des Sachbuchs die Entwicklung zum populären Sachbuch der Gegenwart an einem Stamm verdeutlichen, dessen Seitenäste im Augenblick ihrer Abspaltung vom Stamm noch eingezeichnet sind, deren weiterer Verlauf aber unberücksichtigt bleiben muss. Dazu zählen Erzählungen und Novellen, Romane, Ratgeber, Briefe, Vorträge, Reden, Feuilletons, Aufsätze, Essays, Berichte, Erinnerungen, Reportagen usw. Dazu zählen aber auch Autoren oder Themen, deren Entwicklung wir in unserer *Kleinen Geschichte des Sachbuchs* nach einer kurzen Erwähnung nicht weiter verfolgen können.

Vielleicht ergibt sich so Kapitel für Kapitel eine Semantik der Verständlichkeit, Themen und Inhalte, die bei den zeitgenössischen Lesern als vorgebliches Gemeingut sofortiges Nachvollziehen und Verstehen auslösten: Seelenglaube, Demografie, Geopolitik, Eugenik, Rassenlehre, Kampf ums Dasein usw. – alles Begriffe, die nicht eigens begründet werden mussten. Was finden wir davon oder von anderem in späteren und heutigen Sachbüchern? Zum Beispiel in Bernhard Grzimeks *Kein Platz für wilde Tiere* (1954), das mit der ausführlichen Darstellung der

demografischen Entwicklung der Weltbevölkerung einsetzt. Dahinter steckt womöglich nicht die tiefe Überzeugung der Autoren, sondern jene Semantik der Verständlichkeit, die eigentlich eine Semantik der Selbstverständlichkeit ist. Dieses Verfahren setzt eine gewisse professionelle Distanz zum Thema voraus, die in der Regel mehr der Journalist als der Fachgelehrte besitzt.

Deshalb will dieses Buch auch nicht ganz unberücksichtigt lassen, wer sich als Sachbuchautor zu Wort meldet und wie ihn der Verlag vorstellt. Die Autoren sind in der Regel Journalisten. Da es zum Marketing dieser Produkte gehört, seine Entstehung mitzuerzählen, sind Autorenviten fester Bestandteil des Sachbuchs selbst oder der Paratexte. Gemeinsames Kennzeichen der Autorenviten ist, dass in den allermeisten Fällen nicht mitgeteilt wird, dass der Autor Journalist ist. Im Mittelpunkt der Autorenvita steht vielmehr der Nachweis der Fachkunde des Autors. Das Prinzip der Paratexte, die Quellen, die Herkunft des Wissens zu verschleiern, wird auch auf die Autorenvita angewandt. Es wird verschleiert, dass das mitgeteilte Wissen der Autoren selbst wieder nur vermitteltes Wissen ist. Durch die Betonung der Fachkunde des Autors wird die Unmittelbarkeit zum Stoff simuliert. Seine »Scheingeläufigkeit« im Umgang mit großen Stoffmassen wird als unmittelbarer Bezug zum Stoff selbst dargestellt.

Thomas Mann klärt uns im *Erwählten* genauer über Scheingeläufigkeit auf, er spricht in der Rolle eines Mönchs, der Ritterschaft und Weidwerk schildert: »Was weiß ich von Ritterschaft und Weidwerk! Ich bin ein Mönch, im Grunde unkund all dessen und etwas ängstlich davor. Ich habe nie eine Sau bestanden, noch mir das Hürnen zum Gefälle des Hirsches in die Ohren schmettern lassen, noch das Wild zerwirkt und mir als des Gejägtes Herr die leckeren Teile auf Kohlen braten lassen. Ich tue nur so, als wüßt ich recht zu erzählen, wie Junker Wiligis gezogen wurde, und wende Worte vor. Nie hab ich einen Gabylot in der Hand geschwungen, noch eine lange Lanze unter den Arm geworfen; auch habe ich nie auf einem Blatte blasend das Waldgetier betrogen und habe das Wort ›blatten‹, das ich mit solcher Scheingeläufigkeit gebrauche, eben nur aufgeschnappt. Aber so ist es die Art des Geistes der Erzählung, den ich verkörpere, daß er sich anstellt, als sei er in allem, wovon er kündet, gar wohlverfahren und zu Hause.«

In der *Kleinen Geschichte des Sachbuchs* soll auch von diesen Kniffen und raffinierten Strategien der Autoren die Rede sein, ihren Strategien, die Fiktionalität ihres Stoffes zu verschleiern, ihrer verwendeten Semantik der Selbstverständlichkeiten, schließlich wollen professionelle Distanz und Nachweise bloßer Scheingeläufigkeit genannt sein. Gerade bei sehr erfolgreichen Sachbüchern verursachen alle diese Elemente eine gewisse Realitätsferne, eine Art Schwebezustand, manchmal nur drei

Zentimeter über dem Erdboden, auf den aber genau jene Mehrheitsfähigkeit des erfolgreichen populären Sachbuchs zurückzuführen scheint.

Schließlich nur noch dies: Die *Kleine Geschichte des Sachbuchs* ist keine *kurze* Geschichte des Sachbuchs. Seit Hawking sind alle kurzen Geschichten, die sich nicht auf Zeit beziehen (von denen es inzwischen eine Unmenge gibt) zu kurz. Wir werden mehr Zeit brauchen. Also bezieht sich die Wendung von der *kleinen* Geschichte des Sachbuchs vornehmlich auf ihre Vorläufigkeit, auf reduzierte und unter Umständen anzupassende Formulierungen, in denen sie Sachbücher vorstellt.

Bruchstücke einer Vorgeschichte des Sachbuchs

Die entscheidenden Medien der Wissensvermittlung heute sind Schulen, Bücher und das Internet. Woher erfuhren die Menschen früher, was sie zum Leben und Arbeiten wissen mussten? Sie erfuhren es aus den Erzählungen und Belehrungen der Vorgeneration. Wissen war und ist eine wertvolle Ressource. Sie war begrenzt durch das Gedächtnis. Handwerkliches Geschick war abhängig von Gelegenheiten der Beobachtung und Nachahmung. Handgriffe konnten innerhalb des engeren Lebenskreises abgeschaut und nachgeahmt werden.

Wissen wurde dem eigenen Gedächtnis einverleibt und wiederum der nächsten Generation weitergegeben. Daher war Wissen eher unveränderlich und etwas, das es vor dem Vergessen und der Veränderung zu bewahren galt. Im heutigen Verständnis ist Wissen eher etwas Neues, etwas, das anders ist, fast schon prinzipiell anders als die Auffassung der Generationen vor uns. Im Erfahrungsreichtum und in der Erhaltung des Wissens allein durch das Gedächtnis ist der Respekt der Jüngeren gegenüber den Älteren begründet. Wo Eltern und Erzieher früher nicht weiterwussten, wurden andere Instanzen konsultiert, zum Beispiel Pastoren, die die *Bibel* zu Rate zogen. Der Lebenslauf war in der Elterngeneration vorgezeichnet, er war durch Geburt, Status und Sozialmilieu festgelegt. Hier brauchte kein Mensch das Sachbuch und niemand irgendwelche Ratgeberliteratur.

Die Art und Weise, wie sich die Aneignung des Sachwissens vollzog, war Beobachtung und Nachahmung. Alle praktischen Dinge erlernen wir noch heute durch Anschauung. Das war die längste Zeit der Menschheitsgeschichte so. Seit die Geschichte des *Homo sapiens sapiens* vor 150.000 Jahren in Afrika und vor ca. 40.000 Jahren in Europa begann, blieb dies die längste Zeit so. (Renfrew) Erst um 3000 v. Chr. erfand der Mensch die geschriebene Sprache, 1500 v. Chr. dann in Syrien die alphabetische Schrift, die die *Bibel* und, ab 750 v. Chr., die griechische Kultur ermöglichten. (Goody passim)

Im Folgenden soll es kurz um die wichtigsten Darbietungsformen des Wissens gehen, aus denen sich im Laufe des 19. Jahrhunderts das Sachbuch als eigenständige Publikationsform etablierte. Dass Wissen überhaupt über Bücher aufgenommen werden kann, ist wiederum eine Vor-

stellung, die nicht von vorneherein feststand. »Secht liebe leut hie steht der Mann / So alle Künste eingiessen kan.« So lautet die Beischrift zu David Mannassers *Nürnberger Trichter*, auf dem drei fragwürdige Gelehrte einem wehrlosen Mann die Wissenschaft einflößen, dargestellt anhand der Attribute: Zirkel, Globus, Winkel, Noten, Buch. Das Bild verspottet die Vorstellung des Nürnberger Dichters Georg Philipp Harsdörffers, der in seiner Poetik mit dem Titel *Poetischer Trichter* versprach, »Die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der Lateinischen Sprache, in VI. Stunden einzugiessen.«

Lernen ist ein Vorgang, der sich aus dem persönlichen Umgang von Schülern und Lehrern ergibt. Lernen geschieht im Dialog. Buchpublikationen übernehmen das. Wo es darum ging, knifflige Sachverhalte einem möglichst breiten Publikum nahe zu bringen, greifen Autoren bis heute auf das Stilmittel des Dialogs zurück. So auch am Anfang der Bildungsgeschichte der Menschheit. Platon verfasste seine Werke in der Form des Dialogs. Ein berühmtes und vielfach nachgeahmtes Werk war Bernard Le Bovier de Fontenelles *Gespräche von mehr als einer Welt zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten* (Paris 1686, zuerst übersetzt von Ehrenfried Walter von Tschirnhaus, dann Johann Christoph Gottsched und W. Mylius). Fontenelles Dialog, der sich speziell an einen weiblichen Leserkreis wendet, der in den Salons die aktuellen Ideen der Astronomie diskutiert, erlebte viele Auflagen bis ins 19. Jahrhundert. Er gilt als einer der ersten wirklichen Bestseller des populären Sachbuchs. Die Instrumente der Didaktik, von denen der Dialog nur eines ist, gehen fast alle auch in das Sachbuch ein. Wer sich eines guten Unterrichts erinnert, wird sich zugleich der grundlegenden Techniken des Sachbuchs bewusst.

Bald darauf entstand ein neuer Wissensspeicher: die Enzyklopädie. Sie hatte den Anspruch, das gesamte zur Verfügung stehende Weltwissen zu versammeln. Die berühmteste ist die *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, herausgegeben von Denis Diderot und d'Alembert in 35 Bänden und von 1751 bis 1790 publiziert. In dieser Enzyklopädie wird die Wirklichkeit unter dem einheitlichen Gesichtspunkt der Wissenschaft erfasst. Dieser überkulturelle Standpunkt ermöglichte eine erhebliche Verbreitung des technischen und wissenschaftlichen Wissens in Europa. Denn der Zugang zum Wissen wurde weder politisch noch religiös verstellt. Ganz so »lexikalisch«, wie man vielleicht erwarten würde, lesen sich allerdings die Artikel nicht immer. Sind doch Krone und vor allem Kirche die erklärten Gegner dieses Projekts. So finden sich in diesem Werk auch die das Sachbuch zukünftig prägenden Stilelemente der Polemik, der Satire und des Spotts.

Ein anderer wichtiger Vorläufer des Sachbuchs ist die angewandte Physik, die man in der Zeit der Aufklärung als Zauberei inszenierte. Da-

bei waren deren knalligen Effekte die wichtigste Antriebsfeder der Popularisierung der Physik. In Deutschland galt dergleichen zur Zeit Lichtenbergs als ›französische Physik‹. Im modernen Sachbuch findet sich diese Sicht bis in einzelne Darstellungsformen der überraschenden Ereignisse oder vollkommenen Rätsel. Das Sachbuch bleibt bemüht um Effekte, die uns verblüffen und deren Erklärungen sich unterhaltsam lesen.

Das Sachbuch ist ein Buch, das die Gegenwart in Worte zu fassen sucht. Wozu? Um uns auf die Zukunft vorzubereiten. Darin steckt zugleich ein pädagogischer Impetus. Schon sehr früh stieß die Haltung der Traditionalisten, sich fatalistisch dem Lauf der Natur zu überlassen, auf Kritik. Heinrich Philipp Sextro rief zu einer Bildungsoffensive auf, die bei ausgefallener oder schlechter Ernte einen hausindustriellen Nebenerwerb ermöglichen sollte. Er schreibt darüber in dem Buch *Über die Bildung der Jugend zur Industrie* (1785). Bald darauf lenkt Wilhelm von Humboldt den Blick nach innen. Der selbstbewusste Mensch, der alle seine Kräfte einheitlich entwickelt, der Theorie und Praxis vereint, der Naturwissenschaft und Kunst pflegt und ausübt, ist das Schulideal Humboldts. Hier wird der Charakter, die Persönlichkeit definiert als Ganzheit. Eine Ganzheit, die Theorie und Praxis, Natur und Geist, Körper und Seele in sich zu vereinen vermag. Zur Persönlichkeit entwickelt sich der Mensch durch ganzheitliche Bildungserlebnisse, in denen das Wissen nicht ›eingetrichtert‹ oder äußerlich angeklebt, sondern innerlich anverwandelt wird.

Wo und wie sich Sextro und Humboldt verbinden lassen und wo nicht, bleibt bis heute im Grunde unentschieden. Man ahnt also bereits: Während sich der fiktionalen Hochliteratur die gymnasiale Oberstufe widmet, haftet der Beschäftigung mit Sachliteratur etwas Realschulmäßiges an. Zu Beginn der Sachbuchgeschichte etablieren sich in Deutschland Bildungseinrichtungen wie Realschulen und Berufsschulen. (Monsheimer, passim)

Sicherlich ist eines der Ergebnisse dieser Auseinandersetzung im 19. Jahrhundert das populäre Sachbuch. Die Suche der Literaturwissenschaftler »nach dem verlorenen Autor« hat, wie Andreas Daum meint, »erst begonnen« (Daum, S. 19). Dieser Autor aber produzierte aufgrund einer bestimmten sozialen Basis. Wenn man sich mit nichtfiktionaler Literatur beschäftigt, ist man gegenüber der Beschäftigung mit fiktionaler Literatur viel schneller bereit, dies zu berücksichtigen. Die Leserzugewandtheit des Sachbuchs erfordert dies.

Erst mit der Auflösung der traditionellen Sozialmilieus durch die einsetzende Industrialisierung ist es für den Einzelnen notwendig geworden, sich selbstständig zu orientieren. In Deutschland hatte die Industrialisierung sehr spät – ungefähr ab 1870 – dafür aber mit umso größerer Gewalt die Ge-

sellschaft grundlegend verändert. Die Wucht, mit der diese Veränderungen die Menschen trafen, erklärt auch, warum die Auseinandersetzung mit diesen Veränderungen in Deutschland lange anhielt. In einer auf Innovation fußenden Industrie gibt es keine Möglichkeit sich darauf zu besinnen, wie die Vorgeneration Probleme gelöst hat. (Veith passim)

All dies bedeutet, dass der Beratungs- und Orientierungsbedarf der Gesellschaft wächst. Zunächst vor allem in Richtung einer verbesserten beruflichen Qualifizierung, die sich in der Diskussion um Bildungsfragen und in der Publikation von Büchern zum Schulgebrauch niederschlägt. Darauf werden eine Fülle von Sachbüchern zur Orientierung im Bereich der Geschichts- und Weltanschauungsliteratur publiziert. Zu dieser Art Büchern gehören auch besonders populäre Einführungen in die Kunst. Des Weiteren erscheinen zu Fragen der privaten Lebensführung Ratgeber, die sich bis heute in einem kaum vorhersehbaren Ausmaß ausdifferenzieren. Die wachsende Mobilität und Freizeitkultur lässt den Bedarf an Länderbeschreibungen hochschnellen, ihnen folgen eine Fülle von Naturbeschreibungen und – für die sich entwickelnde Industriegesellschaft besonders wichtig – Technikbücher.

War früher die jeweilige Herkunft das wichtigste Kriterium des sozialen Standorts, wird nun der Einzelne handlungsfähiger. Sein Handeln produziert damit zugleich den Bedarf an Handlungsanleitungen mit. Der soziale Standort wird mobil, wird zur Chance und zur Anforderung. Daher werden nun Qualifikation, Effizienz und Leistung für das soziale Fortkommen immer wichtiger.

Mit der Auslagerung der Arbeit in Fabriken wird es unmöglich, die Kinder am Arbeitsprozess lernen zu lassen. Aber auch Erwachsene verlieren zunehmend die Möglichkeit, Arbeitsprozesse in ihrer unmittelbaren Umgebung zu verfolgen und zu kopieren.

Schließlich wird es im Zuge der fortschreitenden Arbeitsteilung immer schwerer, die eigene Tätigkeit im industriellen Prozess einzuordnen. Diese Entfremdung von der eigenen Arbeit erfordert Literatur, die die Zusammenhänge medial, im Sachbuch zur Technik oder Hauswirtschaft beispielsweise, herstellt und vermittelt.

In der Ratgeberliteratur sind die Affekte keine natürlichen Regungen der Seele, deren Harmonisierung ganz von allein gelingt, sondern Anzeichen der Unvernunft, die es abzuwehren gilt. Die Triebe werden im Prozess der Modernisierung noch stärker der Disziplin unterworfen. In der Agrargesellschaft und der städtischen Bevölkerung fanden Familien- und Berufsleben noch nicht an verschiedenen Orten statt. Erst durch die in der Industrialisierung entstehenden lohnabhängigen Erwerbsarbeit wurden Fabrik und Wohnen unterschieden. Dies hatten Folgen sowohl für die Arbeitsprozesse als auch für die Entwicklung der Familien.

Mit der Auseinanderentwicklung von Arbeit und Familie entsteht auch die moderne Kernfamilie. Nun waren weder weitere Verwandte,

noch Knechte, Mägde oder Tagelöhner mehr im Haus. Eine neue Dimension der Intimität des Familienlebens entwickelt sich und wird zugleich zum Problem. In der frühen Produktionsgemeinschaft war Partnerwahl vor allem davon bestimmt, inwiefern der oder die Zukünftige in die bestehende Produktionsgemeinschaft passte. Jetzt galt es neue, moderne, selbstbestimmte Kriterien zu entwickeln.

1 Naturwissenschaftliche Volksbücher

Die Notwendigkeit der Popularisierung der Naturwissenschaften wird schon weit vor 1900 als neue wichtige Aufgabe erkannt. Kaiser Wilhelm II., der 1890 Otto von Bismarck als Reichkanzler entlässt und die Richtlinien der Politik zu bestimmen sucht, setzt sich selbst an die Spitze dieser Bemühungen. Der Mangel an technischer und naturwissenschaftlicher Bildung steht in Deutschland dem Anschluss an die Vorreiter England und Amerika im Wege. 1899 wird endlich die Gleichstellung der neueren technischen Hochschulen mit den alten Universitäten anerkannt. 1903 wird das Deutsche Museum in München gegründet. Dem Sachbuch kommt fortan für die Popularisierung der Naturwissenschaften und der Technik eine besonders große Bedeutung zu. Bereits 1890 erscheint die erste Ausgabe von *Das neue Universum*. Im späten 19. Jahrhundert werden alle wesentlichen technischen Erfindungen und Entwicklungen gemacht, die für den Zeitraum bis weit ins 20. Jahrhundert kennzeichnend sind. Verbrennungsmotor und Telefon strukturieren die Gesellschaft bis in die 1960er Jahre maßgeblich. Hinzu treten Elektrotechnik und Chemie. Als einzige Ausnahmen gelten bis in die Zeit um 1960 das Fernsehen und die Atomkraft, deren wirtschaftliche Bedeutung sich allerdings zum Teil erst nach 1960 voll entfalten konnte. Erst 1980 wieder wird eine technische Neuerung ausgemacht, die die gesamte Kultur und Gesellschaft durchdringt, die Digitalisierung.

Zur Chemie schreibt Aaron Bernstein: »Die Chemie ist in Wirklichkeit zu einer Grundquelle der Naturwissenschaft geworden. [...] Wir wollen die Gründe nicht untersuchen, weshalb selbst so viele Gebildete noch ganz unwissend sind in diesem Zweig der Wissenschaft. Leider sind unsere höheren Bildungsanstalten noch jetzt meist Schulen, wo man nur tote Sprachen und Bücher lehrt, und das bereits herangereifte Geschlecht hat in den Schulen noch mehr von dieser toten Weisheit in sich aufzunehmen gehabt.« (Band 6, S. 1)

Aaron Bernstein war Publizist in Berlin. Er war aktiv in die Kämpfe von 1848 verwickelt. 1852 gründete er in Berlin die *Volkszeitung*. Er setzte in seinen politischen Artikeln zum ersten Mal statistisches Material zu

Meinungsbildung seiner Leser ein. Ab 1867 erschienen seine populären Schriften zu naturwissenschaftlichen Themen in Buchform. Sie wurden als *Naturwissenschaftliche Volksbücher* bis weit nach 1900 nachgedruckt und lieferten dem Schüler Albert Einstein einen Überblick über den damaligen Stand der Wissenschaft.

Im Laufe der Zeit dieses umfangreichen Werks wandelt sich der Charakter der Texte. Redet Bernstein zu Anfang seinen Leser noch mit einem vertraulichen Du an, wird der Ton in den späteren Texten bedeutend sachlicher. Alle Bände von Bernstein kommen noch ohne Abbildungen bzw. Schautafeln aus. Später erscheinen illustrierte und bearbeitete Ausgaben bei Ferdinand Dümmler. Die Kapitel wenden sich den verschiedensten Themen zu: »Geschwindigkeit«, »Schwere der Erde«, »Witterungskunde«, und lehren auch viel praktisch verwertbares Wissen wie in dem Kapitel »Nahrungsmittel für das Volk« oder »Praktische Heizung«. Alltagswissen über die unmittelbare Natur, das dem modernen Städter abhanden gekommen sein mag, wird von Bernstein genauso geboten wie Informationen zu Bereichen der Geologie und Astronomie. Der Leser wird zugleich mit einer Fülle neuer technischer Errungenschaften, vor allem in der Lebensmittelkunde, vertraut gemacht.

2 Das Liebesleben in der Natur

Ihre unterhaltsame Aufbereitung auch von Fachliteratur verraten Sachbücher gelegentlich durch den Untertitel, wie Conrad von Unruhs *Leben mit Tieren. Tierpsychologische Plaudereien und Erinnerungen* (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1905). Der Umschlag des Buches zeigt einen Hirsch, der – wie das Titelblatt erklärt – durch den Blattschuss eines Fürsten von Hohenzollern erlegt wurde. Der Widerspruch dieser brutalen Abbildung zum Titel des Buches, zumal es vor allem von Pferden und Hunden erzählt, wurde seinerzeit offensichtlich nicht gesehen. Tierschutzgesetze werden im Deutschen Reich 1871 erlassen, in England bereits 1822. Eine Gesellschaft der Naturfreunde bildet sich 1903 und gibt die Zeitschrift *Kosmos* heraus. Ab 1904 erscheinen dann die ersten Kosmos-Bände in der Franckh'schen Verlagshandlung. Hier erscheint später auch Adolf Koelschs *Durch Heide und Moor* (Stuttgart 1911). Adolf Koelsch veröffentlicht als Sachbuchautor bis in die 40er Jahre.

Das Buch *Das Leben der Bienen* (Diederichs, Jena 1906) des Theater-schriftstellers und Literaturnobelpreisträgers Maurice Maeterlinck, erfüllt schon alle inhaltlichen Kriterien des modernen Sachbuchs. Er selbst schreibt im ersten Kapitel: »Dies ist kein Buch über Bienenzucht, kein Handbuch für Bienenzüchter, was ich hier schreiben will. [...] Ich will nur ganz einfach

von den Bienen reden, wie man von einem vertrauten und geliebten Gegenstande redet, wenn man Nichtkenner darüber belehren will.« Hier, wie in den Veröffentlichungen von Wilhelm Bölsche, wird die Natur enthusiastisch gefeiert. Man spricht, wie der Titel von Bölsches Bestseller *Das Liebesleben in der Natur* (Diederichs, Leipzig 1901) nahelegt, von rhapsodischer Naturwissenschaft. Wilhelm Bölsche, mit Gerhart Hauptmann befreundet, ist auch entscheidender Ideengeber des Naturalismus.

»Mein Buch wendet sich an alle, die vernünftig denken können und den Mut haben, sich eine eigene Weltanschauung zu bilden. Die Welt ist ein zäher Sauerteig, und wer hindurch will, darf sich vor keinen Himmeln und vor keinen Höllen scheuen. Selbstverständlich habe ich an reife Menschen dabei gedacht. Reif ist aber jeder, der einmal die Erleuchtungsstunde durchlebt hat, da ihm der Drang nach Erkenntnis aufgegangen ist; da er eingesehen hat, dass dieses ganze flüchtige Menschenleben mit all seiner Hatz durch die paar Jahre und all seinen Enttäuschungen ein unendlicher Blödsinn ist, wenn wir ihm nicht einen höheren Sinn durch die Erkenntnis geben, durch das kleine Lichtstümpfchen ›Denken‹, das uns in all dem Finstergraus verliehen ist.«

Im Frühjahr 1897 besucht Eugen Diederichs, der kurz zuvor seinen eigenen Verlag gegründet hatte, den Journalisten und Schriftsteller Wilhelm Bölsche. Bölsche hatte einige Jahre zuvor eine *Entwicklungsgeschichte der Natur* unter dem antiquiert wirkenden Gesamttitel *Hausschatz des Wissens* bei J. Neumann verlegt. Unter dem Titel *Das Liebesleben in der Natur* wurde nun ein neuer und populärer Zugriff versucht. Nach zehn Jahren hat Diederichs über 30.000 Exemplare verkauft und kann eine Neuauflage herausgeben.

Wilhelm Bölsche schreibt in äußerst kurzen Sätzen und in direkter Anrede des Lesers. Manche Sätze bleiben unvollständig. Im veränderten Vorwort zur Neuauflage nennt er dies den »Biedermeier-Stil der Erzählung«, dieser und der »Humor« sind ihm Stilmittel, das Buch möglichst weit weg von erotischer Literatur zu platzieren. Der erste Biograf Bölsches allerdings erklärt den Erfolg des Buches gerade auch aus der »erotischen Zugkraft« (Magnus) des Titels. Zudem bewegt er sich im Schwung zahlreicher zeitgenössischer Veröffentlichungen zum Thema Sexualität. In zehn Kapiteln wird die Entwicklung des Lebens von der Urzelle bis zum Menschen geschildert. Der Mensch als lebendiges Wesen, der Leser also, ist dabei immer mit jeder Entwicklungsstufe des Lebens verbunden und kann im Text stets als Nachfahre der tierischen Lebensstufen einbezogen werden. Zugleich werden von Bölsche die Entwicklungsstufen des Menschen stets auf Formen der Entwicklung im Tierreich zurückbezogen.

Das Problem einer weitgehend von moralischen Wertungen freien Darstellung der Sexualität, bedurfte anderer Sicherungsmaßnahmen. Diese liegen bei Bölsche nur zum Teil im Pathos der Natürlichkeit. Seinem Selbstverständnis nach sind ebenso die Grundtatsachen zweiträn-

gig, auch wenn sie in der zweiten Auflage aus der »Spezialliteratur«, die im Buch nirgends nachgewiesen wird, ergänzt wurde. »Denn das ist die andre und *wesentliche* Seite des Buches: dass es dieses gesamte Gerüst nur gebraucht für einen einheitlichen Gedankenbau, in dem es sich um Werte einer Weltanschauung handelt. [...] Es ist keine popularisierende Übersetzung, sondern subjektives Eigenwerk.« Damit beansprucht Bölsche für sein Werk eine das Gemüt ansprechende, also erlebnishafte Erkenntnis, in der alle Einzelinformationen zusammenfließen.

3 Die Welträtsel

Anspruchsvoll und höchst erfolgreich klärt der Darwinist, Atheist und bedeutende Zoologe Ernst Haeckel in den *Welträtseln* über die Erkenntnisse der damaligen Leitwissenschaft, der Biologie, auf. Um das populäre Verständnis der Biologie mühte sich Haeckel bereits Jahrzehnte zuvor in unzähligen Vorträgen und Aufsätzen. Diese waren auch darum so erfolgreich, weil die preußische Regierung den Unterricht über die Lehren Darwins verboten hatte. Die *Welträtsel* waren in Deutschland ein großer Sachbuche Erfolg. Die Gesamtauflage betrug bis 1918 über 300.000 Exemplare. Mit den *Kunstformen der Natur* gelang Haeckel ein opulentes Bildwerk, das sofort zu einem Schmuckstück bürgerlicher Haushalte avancierte. Der Umschlag der lieferbaren Ausgabe von Kröner zeigt eine Zeichnung aus diesem Werk.

In Bölsches Buch *Ernst Haeckel. Ein Lebensbild* (Verlag Reissner, Dresden 1900. Neuauflage: Verlag Georg Bondi, Berlin 1909) ist der krude Materialismus der Gründergeneration des Darwinismus verfolgt. Insofern ist seine Schrift über Ernst Haeckel auch eine Geschichte des Darwinismus in Deutschland, die sich insgesamt gedämpfter liest. Dieser Eindruck passt zu einer um 1900 allgemein verbreiteten versöhnlichen Stimmung (Ziche 2007). Dabei wird das Kapitel über die Naturforscherversammlung von 1863 zum Dreh- und Angelpunkt der Karriere Ernst Haeckels als öffentliche Person.

Curt Grottewitz, ein promovierter Germanist, der sich dem Landleben widmete und bei einem Badeunfall ums Leben kam, hat gegenüber Wilhelm Bölsche, dessen *Liebesleben* er rezensierte, den Vorsatz gefasst, einer spezifischen Zielgruppe, den Arbeitern, die Natur nahezubringen. Unter dem Titel *Sonntage eines großstädtischen Arbeiters in der Natur* (Vorwärts, Berlin 1906) die der Herausgeber Bölsche später leicht verändert neu herausgab, schildert Grottewitz die Natur der ländlichen Umgebung Berlins. In zwölf Kapiteln, Januar bis Dezember, lässt er seinen Helden »Herrn Tanzmann« den Ablauf der Jahreszeiten und die

Entwicklung von Land und Wald erleben. Im Zusammenhang mit dem Verein der Naturfreunde wird Grottewitz auch zum Vorläufer der Ökobilogbewegung, der Ideen zur Nachhaltigkeit stilisiert. Eine Auffassung, die einige Gemeinsamkeiten mit dem »bürgerlichen« Wilhelm Bölsche oder gar der rechtskonservativen Bewegung Heimatschutz auszublenden nötig. Das Schaffen von Bölsche, Maeterlinck und Haeckel ist ein letztes Zeugnis der verloren gegangenen Einheit von Kunst und Wissenschaft.

4 Aus fernen Welten

Das, was ein Sachbuch ist oder – bei allem Bemühen um Verständlichkeit – nicht ist, kann an den beiden folgenden lesenswerten Titeln von Bruno H. Bürgel und Albert Einstein zur Astronomie und Physik gezeigt werden. Bruno H. Bürgels über viele Jahrzehnte erfolgreiches Buch *Aus fernen Welten* erschien 1910 mit dem Untertitel *eine volkstümliche Himmelskunde* bei Ullstein. Derselbe Text war bereits 1907 unter dem lakonischeren Titel *Himmelskunde* in der *Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens* erschienen. Eine ähnliche Neufassung und vor allem Neutitelung war schon von Bölsches *Liebesleben* im Diederichs-Verlag zu berichten. Vermutlich war von Verlegerseite nun allgemein erkennbar geworden, wie durch populäre Titulierung der Bücher höhere Auflagen verkauft werden konnten. Bürgel bringt in seinem für die Ullstein-Ausgabe verfassten Vorwort von 1924 ein Testimonial von keinem Geringeren als Ernst Haeckel, der das Buch, wie es heißt, »noch auf seinem Sterbebette las und es ›die beste volkstümliche Himmelskunde‹ nannte«. Bürgel selbst schreibt: »Das Buch ist breiten Massen des werktätigen Volkes gewidmet, und absolut volkstümlich sollte es sein, denn es soll Menschen fesseln und anregen, die ein hartes Tagewerk hinter sich haben.« Als unehelicher Sohn eines von Trendelenburgs wächst er als Stiefsohn eines Schusters auf. Seine Lebensgeschichte, in der er als begabter Schriftsteller seinen Förderer in dem Astronomen M. Wilhelm Meyer findet, ist vom Erfolg seiner *Himmelkunde* nicht zu trennen. Ihre Widmung an Wilhelm Meyer, das bereits zitierte Vorwort und schließlich Bürgels autobiografische Schrift *Vom Arbeiter zum Astronomen* von 1919 bilden die sogenannten Paratexte des Buches, die die Lesererwartungen wesentlich steuern. Bei Bürgel erfüllen sie die Aufgabe, den Anspruch des Textes auf eine wirklich volkstümliche Darstellungsweise glaubhaft zu untermauern.

Einige Kapitelüberschriften dieses hervorragenden Buches mögen für die Modernität (»Frauen als Astronomen«), die Darbietung von Bildung (»Vom Aberglauben der Sterndeuterei«) und praktisches Wissen (»Wie

man sich am Sternenhimmel zurechtfindet«) zeugen. Auf jeder Seite findet sich eine Abbildung, mal eine wissenschaftliche Grafik, mal Fotografien oder historische Dokumente.

Das öffentliche Interesse an der Astronomie wurde vom Halleyschen Kometen (1910), über den Bürgel ebenfalls ein Buch veröffentlichte, und der Tatsache, dass sich bei der Sonnenfinsternis vom 30. Mai 1919 einige Schlüsse der allgemeinen Relativitätstheorie Einsteins bestätigen ließen, angeregt.

Allerdings wird Albert Einsteins Schrift *Über die spezielle und allgemeine Relativitätstheorie. Gemeinverständlich* (Vieweg, Braunschweig 1917), auch durch den Zusatz »gemeinverständlich« im Untertitel kein Sachbuch im engeren Sinne. Das Buch ist als Faksimile der Erstausgabe in der Reihe *Multum non multa* der Bibliothek der Humboldt-Universität lieferbar. Einstein weist zwar im Vorwort darauf hin, dass man »ohne den mathematischen Apparat« auskomme, schreibt dann aber: »Die Lektüre setzt etwa Maturitätsbildung und – trotz der Kürze des Büchleins – ziemlich viel Geduld und Willenskraft beim Leser voraus.« Er schränkt seine Zielgruppe also deutlich auf Leser mit Hochschulqualifikation ein. Während er jedoch seinen Lesern aber Informationen aus erster Hand bieten kann, stapelt Bürgel bewusst tief, insofern er selbst sich als Beispiel dafür vorstellt, wie man auch als Arbeiter in den nur Wissenschaftlern vorbehaltenen Bereich vordringen kann. Die Spannung zwischen Information aus erster Hand durch den Wissenschaftler Einstein und der aufbereiteten Darbietung durch den Wissenschaftsjournalisten Bürgel bestimmt das populäre Sachbuch bis heute.

5 Weltschöpfung

M. Wilhelm Meyer promovierte 1875 in Astronomie und schrieb zahlreiche Feuilletons, die er unter dem Titel *Spaziergänge durch das Reich der Sterne* veröffentlichte. Sein Hauptwerk hieß *Das Weltgebäude*. Zusammen mit Wilhelm Förster und Werner von Siemens gründete Meyer die Urania als Aktiengesellschaft, deren Anliegen es war, naturwissenschaftliches Wissen durch Vorträge einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Auch Wilhelm Bölsche hielt dort Vorträge. Angesiedelt zwischen dem unterhaltsamen Plauderton seiner Feuilletons und dem streng und sachlich gegliederten Weltgebäude erreicht Meyer in der *Weltschöpfung. Wie die Welt entstanden ist* (Franckh, Stuttgart 1904) eine neue Verbindung von Verkürzung und Versachlichung.

Das Buch *Weltschöpfung* gliedert sich in zwei Teile: der erste ist der Entstehung der Planeten und ihrer Bahnen gewidmet, der zweite schildert

die Entwicklung der Erdzeitalter bis zum Menschen. Eine Kapiteileinteilung gibt es nicht, dafür Abbildungen, zahlreiche Anthropomorphisierungen und persönliche Ansprachen an den Leser – alles Kennzeichen populärer Texte. Davon unberührt sind die Sätze mitunter recht lang. Ein besonders gutes Beispiel für die Schreibweise Meyers ist die Einführung eines neuen Begriffs: »Die Meere sättigten sich mit mineralischen Produkten. Aber je kälter das Wasser, desto weniger kann es von löslichen Stoffen behalten. Es geschieht also bei dem fortschreitenden Abkühlungsprozesse auch in den Meeren das gleiche, wie wir es am Gasball der Sonne und an unserer Atmosphäre wahrnahmen: es gibt Niederschläge, Schichten setzen sich auf dem Grunde des Meeres ab, auch solche, die aus Erdreich bestehen, das nur durch die mechanischen Wirkungen des brandenden Wassers oder infolge der Abtragungen der auf dem Lande entstandenen Flüsse ins Meer gelangte. Solche Ablagerungen finden auch heute noch statt. Man nennt sie **S e d i m e n t s c h i c h t e n**.«

Während sich Meyer im ersten Teil als geschickter Erzähler erweist, fällt die Erdgeschichte des zweiten Teils nicht so sehr in sein Ressort und wird recht spannungslos absolviert. Dafür wird aber umso überzeugter die »ständige Emporentwicklung der Welt« behauptet. Gegen die Anfeindungen transzendenter Obdachlosigkeit und einer ins Leere laufenden Weltgeschichte setzt er im Schlusssatz ein trotziges: »Wir haben nicht umsonst gelebt.«

6 Hinter Pflug und Schraubstock

Mit den architektonischen Konventionen und Versatzstücken klassischer Baukunst wertete die Moderne ihre Fassaden und Bahnhöfe im Baustil des Historismus auf. Wie die zeitgenössische Möbelindustrie handwerkliche Arbeit nur fingierte, formten die frühen Technikschriftsteller Max Eyth und Max Maria von Weber ihre Berichte gelegentlich in Dichtung um. Sie borgten sich die Formen und Stilelemente der Literatur, um ihrem vermeintlich niedrigen Gegenstand, der Technik, höhere Weihen zu verschaffen. »Allzu sehr ist man in weiten Kreisen geneigt«, so klagt Eyth, »die Art des Schaffens dieser Zeit von oben herab anzusehen und das, was sie schafft, weil es uns in materiellem Gewand entgegentritt, für etwas Untergeordnetes, etwas zweiter Klasse anzusehen.« Ähnliches liest man bei Max Maria von Weber in dem Text *Wo steht der deutsche Techniker?* (In: *Aus der Welt der Arbeit*, zuerst 1869, neu bei Grote, Berlin 1907). Beide kleiden ihre Berichte über Technik in sogenannte technische Novellen. In der Novelle *Berufstragik* schreibt Eyth in einer Fußnote, dass »die technische Geschichte des Unternehmens auch im einzelnen

den Tatsachen entsprechend erzählt« wird (*Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs*, DVA, Stuttgart 1899).

Die bloßen Tatsachen reichen auch heute für ein spannendes Sachbuch nicht aus. Die Strategien der Autoren, in ihren Sachbüchern Plausibilität und Authentizität zu erzeugen, haben sich nur wenig geändert. Unter dem Titel *Lebendige Kräfte. Sieben Vorträge aus dem Gebiete der Technik* (Julius Springer, Berlin 1905), aus dem auch das erste Zitat stammt, werden Max Eyths gut lesbare Vorträge veröffentlicht. Vor allem im Vergleich mit England, aus dem er seine Erfahrungen aus seiner Reisetätigkeit als Ingenieur im Auftrag des englischen Landmaschinenbauer Fowlers einbringt, erklärt er seinen Zuhörern unmissverständlich: »Ich mache bei diesem kurzen Überblick nicht den patriotischen Versuch, die Tatsache zu verschleiern, dass das landwirtschaftliche Gerätewesen nicht ein Erzeugnis deutschen Geistes ist. [...] Dazu kam auf diesem Gebiete in besonders scharfer Betonung das zum schmähhlichen deutschen Sprichwort gewordene ›billig und schlecht‹.« (S. 114 f.) Dem gegenüber gab sich der Schwiegervater Eyths, Max Maria von Weber, in seinem Ländervergleich *Die Physiognomien der Eisenbahnsysteme bei den Hauptkulturoölkern*, der in dem Buch *Aus der Welt der Arbeit* erschien, deutlich nationaler. Vier Gründe für die desolante Lage »deutscher Wertarbeit« macht Eyth aus: die Praxisferne der deutschen Erfinder, die Trägheit der Landwirtschaft, Neues zu probieren, und die viel zu späte Gründung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft 1885 (bereits 1837 gründet sich die Royal Agricultural Society of England) und schließlich die Kapitalknappheit der herstellenden Industrie, die in England bereits damals mit Geldgebern aus dem Nahen Osten kompensiert wurde.

Wie schon bei Ernst Haeckel und Bruno Bürgel ist auch Max Eyths wichtigstes Mittel der Popularisierung zunächst der Vortrag. Auch dem Sachbuch kommt nun für die Popularisierung der Technik eine große Bedeutung zu. Eine Entwicklung, zu der der frühe deutsche Science-Fiction-Roman *Der Tunnel* (S. Fischer, Berlin 1913) von Bernhard Kellermann viel beiträgt. Ein spannendes Buch voller Klischees über Frauen und Männer, Kunst und Technik, Geist und Geld, Genie und Masse, Europa und Amerika. Im Unterschied zu Jules Verne wird die Welt der Arbeit realitätsnah geschildert. Die Spiegelung des Tunnelbaus in der medialen Öffentlichkeit und vor allem in seinen wirtschaftlichen Voraussetzungen und Bezügen ist ebenso neu.

7 Erinnerungen einer Überflüssigen

Die andere Seite der von Eyth und von Weber so enthusiastisch begrüßten Modernisierung schildern einige in der Zeit von 1900 bis 1918 publizierte Erinnerungsbücher. Sie erzählen von der Aussichtslosigkeit eines gesellschaftlichen Aufstiegs in Deutschland. 1904 wurde Franz Michael Felders Autobiografie *Aus meinem Leben* (Literarischer Verein, Wien) erstmals aufgelegt. Felders wunderbares Buch zeigt deutlich, wie schwierig es war, an Informationen, an Wissen oder Bildung heranzukommen. Bildung bedeutet hier vor allem, die sich überall ankündigende Modernisierung in der Landwirtschaft verstehen und nutzen zu können. Die Mittel dazu sind Bücher, vor allem aber Zeitungen. In der Abgeschiedenheit der Berge stehen die Kleinbauern unter Kuratel der Kirche, von der die politische Dimension dieser Modernisierung heftig bekämpft wird. Denn sie ersetzt traditionelle Strukturen durch genossenschaftliche, ersetzt Autorität durch Volksbüchereien. Alle Gegner dieser Modernisierung liefern die Betroffenen den Folgen dieses Wandels umso unvorbereiteter und ungeschützter aus.

Aus solchen Verhältnissen wandert Jürnjakob Swehn nach Amerika aus. Johannes Gillhoff gibt 1917 die von Swehn ins Mecklenburgische gesandten Briefe unter dem Titel *Jürnjakob Swehn der Amerikafahrer* (Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin) heraus. Er schildert sein Schicksal mit viel Humor. »Im Dorf wär ich bei aller Arbeit doch man Tagelöhner geblieben, und wenn's hoch kam, Häusler, und meine Kinder wären wieder Tagelöhner geworden. [...] Nein, mit dem alten Strohkaten zu Hause will ich nicht mehr tauschen. Da gehörte mir kein Kuhschwanz.« Aber am Ende des Buchs wird Swehn wieder, vielleicht auch mit Hilfe des Herausgebers Gillhoff, deutschnational. Es ist Krieg.

Lena Christ verlässt das Land und geht in die Stadt, wie sie in ihrer Autobiografie *Erinnerungen einer Überflüssigen* erzählt, ganz und gar unfreiwillig. Sie kommt zur neu verheirateten Mutter nach München und wird als billige Arbeitskraft ausgebeutet und schwer misshandelt: »Geliebt hat mich meine Mutter nie; denn sie hat mich weder je geküsst noch mir irgendeine Zärtlichkeit erwiesen, aber nach der Geburt ihres ersten ehelichen Kindes behandelte sie mich mit offenbarem Hass.« Ein durch und durch trauriges, sehr ehrliches und lebensnahes Buch, das 1912 bei Albert Langen erstmals erschien.

Wie nah beieinander vor hundert Jahren persönliche Erinnerung, Reportage und Roman lagen, zeigt der 1910 bei Langen Müller anonym erschienene Titel *Hinter Schloß und Riegel. Eine unmoralische Erzählung, nicht von Schuld und Sühne, sondern von Verbrechen und Strafe*. Ein Buch, das nach dem Urteil von Kurt Tucholsky »mit unerbittlicher

Genauigkeit die deutsche Art der Strafverbüßung in einem Zuchthaus« schildert. Der Autor ist Jurist und beschreibt nun als Insasse das Gefängnis und die Schikanen der Aufseher mit großer innerer Distanz. Tucholsky liest dieses Buch als Tatsachenbericht, nicht als absichtsvoll gestaltete Erzählung. Bericht, Erinnerung und Erzählung sind also noch durchaus ungeschiedene Bestandteile dessen, was man in späteren Kapiteln der vorliegenden Sachbuchgeschichte genauer als Sachbuch fassen muss.

8 Der Sumpf

Jürnjakob Swehn, der Amerikafahrer, belieferte genau jene Schlachthöfe Chicagos mit Vieh, die bei Upton Sinclair im Zentrum eines Romans *Der Sumpf* von 1906 stehen (Sponholtz Verlag, neu übersetzt 1924 bei Malik, dann unter dem Titel *Der Dschungel* als Rowohlt TB). Sinclair hatte genug Material für ein Sachbuch oder eine Reportage über Chicago gesammelt, worin er die grausamen Zustände in den Arbeitsquartieren und den Schlachthöfen schildert. Er entschied sich aber, daraus einen Roman zu formen. Der Erfolg gab ihm recht. Das Ergebnis in der Übersetzung von Otto Wilck ist allerdings unschön zu lesen. Die besten Stellen sind noch die Beschreibungen der Produktionsprozesse, die unüberarbeitet aus den Notizen übernommen wurden, zum Beispiel wenn wörtlich von der »Besichtigung« einer Produktionsstätte berichtet und die Folgen des Fordismus geschildert werden. Die überwältigende Anzahl von Besprechungen dieses Buchs konzentrierte sich auf nur eine Frage, die Sinclair in einer kleinen Schrift beantwortet: *Ist der Sumpf wahr?* (Sponholtz Verlag, 1906).

Darin schreibt er: »Man könnte von mir, als einem Romanschriftsteller, nur verlangen, im Sinne der Kunst wahr zu sein, und nicht in dem einer Zeitung; aber, wie die Dinge geschehen sind, war es mir möglich, nach beiden Richtungen wahr zu sein, und ich kann deshalb für mein Buch vollen Glauben verlangen.«

In der Präsentation eines Sachbuch-Stoffs als Roman liegt also eine spezifische Kommunikationsstrategie. In der Geschichte des Sachbuchs werden noch viele derartiger Werke auftauchen und entsprechende Aufmerksamkeit ernten. Umgekehrt ist Sinclair sehr bemüht darzulegen, dass er näher an seinem Stoff war als jeder andere, was die Autorenbiografie der Neuausgabe als Rowohlt Taschenbuch so verkürzt: »1905 verdingte sich Upton Sinclair wochenlang als Arbeiter auf den Schlachthöfen Chicagos«, was so von Sinclair selbst nicht behauptet wird und aus dem Journalisten einen unmittelbar Betrof-

fenen macht. Sinclairs Buch kann man zur Frühform des Tatsachenromans zählen, dessen große Zeit in den 1920er Jahren kommt. In der Forschung wird der Tatsachenroman mit zu den Vorläufern des modernen Sachbuchs gezählt (Oels, 2005).

Ein weiteres frühes Beispiel für den Tatsachenroman ist Frank Norris *Die Getreidebörse. Eine Geschichte aus Chicago* (DVA, Stuttgart 1912). Diesem Roman ging 1907 *Der Octopus* voraus, die Geschichte des Weizenanbaus und der Auseinandersetzung mit dem Eisenbahntrust. Die Spekulation mit Weizen an der Chicagoer Getreidebörse bildet das Milieu des Folgeromans. In einem kurzen Vorwort zum zweiten Roman schreibt Norris: »Jeder dieser eine fortlaufende Reihe bildender Romane ist eine selbständige, mit keiner andern verknüpfte Erzählung; ihre einzige Beziehung zueinander besteht darin, dass sie erstens den Anbau, zweitens dem Umsatz und drittens den Verbrauch des amerikanischen Weizens zum Gegenstande haben.«

Theodore Dreisers Romane *Der Finanzier* und *Der Titan* können hier nur genannt werden. Dreiser wie auch Norris überragen Sinclair als Schriftsteller bei Weitem, aber die Wirkungsgeschichte Sinclairs in Deutschland ist ungleich größer; sie reicht bis zu Bertolt Brechts *Die heilige Johanna der Schlachthöfe* von 1930. Wir werden in dieser Sachbuchgeschichte noch einige Begegnungen mit Sachromanen haben, deren Archetyp Melvilles *Moby Dick* und letzter großer Erfolg Frank Schätzing's *Der Schwarm* ist, doch wird es in Anbetracht der Fülle auch notwendig, das Sachbuch dann spezifischer zu definieren und zu unterscheiden.

9 Drei Monate Fabrikarbeiter

Paul Göhre entschließt sich Mitte 1890 zu einem ungewöhnlichen Schritt. Er verkleidet sich als ein auf Arbeitssuche befindlicher Arbeiter. Zwei Jahre ringt er mit sich. Die Neuheit dieser Unternehmung ist ihm nicht weniger bewusst als ihre Notwendigkeit. Er spricht mit Freunden darüber, setzt sich brieflich mit ihnen darüber auseinander und bittet sie um Rat. Sein Ziel ist, zu erfahren, wie Arbeiter leben und denken, wie weit der Einfluss der verbotenen Sozialdemokratie geht und inwiefern christliche Missionierung hier möglich sein könnte. Ihm wird klar: Das geht nur vor Ort und nur dann authentisch, wenn man die Leute selbst reden lässt. Dies aber auch nur, wenn sie unter sich sind. Also muss er einer von ihnen werden.

So entsteht eine der ersten Sozialreportagen Deutschlands, die zunächst als Vorabdruck in der Zeitschrift *Die christliche Welt*, deren Mit-

arbeiter er war, erscheint. »Anfang Juni des vorigen Jahres hängte ich meinen Kandidatenstock an den Nagel und wurde Fabrikarbeiter. Ein abgelegter Rock, ein ebensolches Beinkleid, Kommißstiefeln aus der Militärzeit, ein alter Hut und ein derber Stock bildeten meinen abenteuerlichen Anzug. Eine vielgereiste Umhängetasche fand sich dazu, die nötigste Wäsche aufzunehmen, und gab, ein Paar Schuhe und die vorschriftsmäßige Bürste oben aufgeschnallt, ein prächtigen ›Berliner‹ ab. So zog ich eines frühen Morgens in struppigem Haar und Bart als richtiger Handwerksbursche mit klopfendem Herzen von daheim aus und bald darauf zu Fuß in das mir unbekannte Chemnitz ein.«

Das Buch, das unter dem Titel *Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche* erscheint, löst einen Schock aus. Die gebildete Öffentlichkeit ist an der unsichtbaren Mehrheit, dem Proletariat, so nahe dran wie nie zuvor. Zweierlei ist dabei bemerkenswert. Zunächst hat die im Untergrund arbeitende Sozialdemokratie es geschafft, die Bildung des Proletariats voranzubringen und daher auch die atheistischen Bildungsinhalte zu bestimmen. Dann sind die Proletarier, die sich noch unbeeinflusst von der Sozialdemokratie zeigen, was religiöse Vorstellungen angeht, lediglich zur Wiedergabe angelernten Wissens in der Lage. Religiöse Bildung, als humboldtsches Ideal, so das ernüchternde Ergebnis von Göhre, haben sie nie erreicht.

Gleich im ersten Jahr wurden 24.000 Exemplare des Buchs verkauft und noch 1913 erschien eine Volksausgabe. Der Erfolg zog Nachahmer an, die Bücher publizierten, die man als so genannte »Simulierungsreisen« bezeichnete. Paul Göhres Buch erschien in einer Zeit des ›Tauwetters‹ für die Sozialdemokratie. Kurz vor Erscheinen hatte Wilhelm II. die Aufhebung der Sozialistengesetze bekannt gegeben. Bereits 1894 kehrte man allerdings zur Repressionspolitik gegenüber den Sozialdemokraten zurück. Später veröffentlichte Paul Göhre eine der ersten auch heute noch lesbaren Analysen eines modernen sozialen Ortes, dem *Warenhaus*. Das Buch erschien in der Reihe *Die Gesellschaft* (Literarische Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt 1907). In der evangelischen Kirche war Paul Göhre bald isoliert, er wurde Sozialdemokrat und trat aus der Kirche aus.

10 Fortschritt und Armut

Viele Sachbücher beschäftigen sich mit den Folgen der Modernisierung Deutschlands. Denn mit der dort schneller und gewaltiger als in jedem anderen europäischen Land umwälzenden Industrialisierung gehen massive Veränderungen für fast alle Kleingewerbe und traditionellen Handwerker einher. Trotz allen Fortschritts in Wirtschaft und Technik zeichnet

sich zudem keine Beseitigung der Armut ab. Es erscheinen nun erstmals Ratgeber mit der bis heute unveränderten Ideologie der Individualisierung von Reichtum und Armut. Eine pragmatisch-nüchterne Literatur, die vor allem aus Amerika importiert wird: William Thompsons *Empor zu Erwerb und Vermögen!* (Modern-paedagogischer und psychologischer Verlag, Berlin 1911) und Astor Vanderbilts (Hrsg.) *Der Weg zum Reichtum. Wie man ohne besondere Glücksumstände aus eigener Kraft und zwar auf rechtliche Weise in gute Vermögensverhältnisse kommt. Lebenserfahrungen und Belehrungen* (Abigt, Wiesbaden 1915).

Ratgeber für wirtschaftlichen Erfolg haben ihre Konjunktur bis heute nie verloren. Dass sie im Kaiserreich ihren Anfang nehmen, korrespondiert der rasanten wirtschaftlichen Entwicklung, in der sich ganz neue gewaltige Unternehmen, meistens als Trusts bezeichnet, etablieren. Hinter dieser furiosen wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands bleibt die politische weit zurück. Die gegensätzlichen Kräfte von Kapital und Arbeit drohen das Kaiserreich gerade in dem Augenblick zu zerreißen, als der Ausbruch des Ersten Weltkriegs durchgreifende Reformen vor allem im Bereich der Landverteilung verhindert. Der mit dem Weltkrieg einsetzende und sklavisches eingehaltene ›Burgfrieden‹ der Sozialdemokraten lähmt jede fortschrittliche Entwicklung.

Henry Georges volkswirtschaftlicher Klassiker *Fortschritt und Armut* von 1879, erschien bereits 1881 in Deutschland, fand 1892 noch weitere Verbreitung als Reclam-Ausgabe. Die Bedeutung Reclams, dessen Nr. 1 bekanntlich mit Goethes *Faust* 1867 erschien, war auch im späten Kaiserreich für die Volksbildung ungebrochen. Im Jahr 1908 erschien bereits die Nr. 5.000 von Reclams Universal Bibliothek (RUB). Der materielle Fortschritt, so die Analyse Henry Georges, verursacht Armut, insofern die Steigerungen der Produktivkräfte nur den Eigentümern an Boden, als Bodenrente, zugute kommen. Das Gemeinwesen als Ganzes aber lässt die Bodenrente wachsen. Also – so die Forderung Georges – muss sie durch Steuern umverteilt und uneingeschränktes Bodeneigentum verhindert werden.

Unter sozialpädagogischen Gesichtspunkten geht Friedrich W. Förster die Fragen von Wirtschaft und Arbeit in *Christentum und Klassenkampf* (Schulthess, Zürich 1908) an. Förster wird mit seinem Ansatz zum ersten Berater für Unternehmer und Betriebsleiter, insofern er sein psychologisches Wissen an diese Berufsgruppen weiterzugeben versucht. Er übernimmt den Begriff der »Innenwirtschaft« (S. 159), mit der sich die Facharbeiter von außen- zu innengesteuerten einsichtigen Mitarbeitern entwickeln sollen. Bereits 1902 trat Walther Rathenau mit dem Titel *Geschäftliche Lehren* hervor, der Ratschläge über den Umgang mit Mitarbeitern und Geschäftspartnern enthielt. Wie bei vielen Autoren dieser Zeit sind auch bei Förster Amerika und England die wichtigsten Vorbilder.

Hinsichtlich des von John Arnold Toynbee begründeten »slumming« (Besuche der Elendsquartiere der Arbeiterschaft Londons) und der amerikanischen »settlements« (Ansiedlungen der Universitäten in den Arbeiterquartieren New Yorks und Londons), die Förster ausführlich schildert, ist der Eindruck, man hätte für die Folgen der wirtschaftlichen Entwicklung keinen Blick gehabt, auch für Deutschland im Grunde verfehlt. Allerdings bildet sich in populären Darstellungen wenig davon ab. Das Sachbuch ist streng genommen nur ganz selten in der Lage, populär und erfolgreich zu sein, selten gibt es der gesellschaftspolitischen Entwicklung wirklich neue Impulse. Der Austragungsort dieser wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen sind noch ganz die Zeitschriften. Im Sachbuch vor allem dann der 1920er Jahre trägt man eher die Auffassung zu Markte, dass das industrielle Zeitalter selbst Armut und moralischen Verfall hervorbringe. Daran ist auch der durch und durch rechtskonservative Buchhandel, der an der Vermarktung solcher Auffassungen gut verdient, maßgeblich beteiligt.

11 Millionen und Millionäre

Geradezu als Klassiker des Sachbuchs für Wirtschaftsthemen kann Ernst Friedeggs *Millionen und Millionäre. Wie Riesen-Vermögen entstehen* (Vita, Berlin 1914) gelten. Der Autor schildert mit bewundernswert leichter Hand und unbekümmert um historische Reihenfolgen die Entstehung bedeutender amerikanischer und deutscher Vermögen. Dabei erfährt man auch etwas über das Vermögen des Schriftstellers Gerhart Hauptmann, des Künstlers Max Liebermann oder des Hauses Ullstein. Auch so verschiedene Themen wie Warenhäuser, die Gründungsgeschichte der Deutschen Bank, das Vermögen der Päpste oder ein Kapitel über die Gründung des Kongostaates durch den belgischen König finden hier eine ebenso knappe wie unterhaltsame Darstellung.

Es gibt allerdings auch Sachbücher, die sich als herabgesunkenes Kulturgut (Hans Naumann), durch die Zeiten und Verlagswechsel vom Fachbuch zum populären Sachbuch verändern. Dazu zählt sicherlich Gustavus Myers *Geschichte der großen amerikanischen Vermögen* aus dem S. Fischer Verlag (Berlin 1916). Das Buch wurde in Deutschland 1969 beim Verlag März als fotomechanischer Nachdruck der Fischer-Ausgabe aufgelegt, dann 1979 bei Zweitausendeins und schließlich 1987 wieder bei Greno. Myers ist Journalist und Autodidakt. Er schreibt knapp und klar. Seine Informationen bezieht er vor allem aus Berichten der Untersuchungskommissionen der amerikanischen Bundesstaaten. Dieses Buch wird als Einziges von Myers ins Deutsche übertragen, es erscheint

bei Fischer mit einer Einleitung von Max Schippel, der schreibt: »Auf eingehende Schilderungen des fabelhaften amerikanischen Reichtums und seiner Anhäufung bei einzelnen Familien und Personen stoßen wir auch in der deutschen Literatur und Tagespresse recht häufig.« Damit ist zumindest die Spekulation des Verlags erklärt, dieses fast 800 Seiten umfassende und in zwei Bänden erscheinende Werk zu verlegen. Dann begründet Schippel seine Einleitung: »Um zum Lesen anzuregen und einen Überblick über das mit sensationellem Tatsachenstoff fast überladene Ganze zu erleichtern, seien dem Buche einige orientierende Ausführungen vorangeschickt.« Zum Schluss entlässt er seine Leser mit den Worten: »Die Tatsachen, die Myers hier ausgräbt und zu einem niederschmetternden Bild allgemeiner Vergeudung und Korruption vereint, sind an sich kaum bestreitbar. [...] Dennoch glaubt man bei diesen Schilderungen zuweilen ein wüstes wildwestliches Filmdrama vor sich zu haben.« Gelegentlich hat man den Eindruck, dass dieses durch und durch amerikakritische Buch wie für den Fall des Kriegseintritts der Amerikaner ins Programm genommen wurde. Allerdings passte es auch ins Programm von Fischer. Vor Myers erschien bei Fischer Richard Ehrenbergs *Grosse Vermögen. Ihre Entstehung und ihre Bedeutung. Die Fugger, Rotschild, Krupp* (Gustav Fischer, Jena 1902) – ein Buch, das im Gegensatz zu Myers noch ganz akademisch geschrieben ist.

Auf dem Übergang zum Sachbuch liegt Theodor Duimchens *Monarchen und Mammonarchen* (Weiss, Berlin 1908). Der Begriff Mammonismus, gebildet aus dem aramäischen Mammon, war als abschätzigste Bezeichnung von Geld und Reichtum beliebt geworden. Dem Autor kommt zusammen mit Robert Walser das Verdienst zu, den Angestellten in die Literatur eingeführt zu haben. Schließlich folgt aus dem uns schon wohlbekannten Franckh-Verlag ein schön gestalteter populärer Wirtschaftstitel: Hans Prehn von Dewitz *Mammonarchen. Aus der Geschichte der großen ausländischen Vermögen* und als Teil 2 *Aus der Geschichte der großen inländischen Vermögen* (Stuttgart 1913 und 1914).

12 Ullstein Weltgeschichte

»Die Geschichtsschreibung unserer Zeit, zum größten Theil in den Händen literarischer Leibhusaren, ist bemüht, die Weltgeschichte zur Verherrlichung des jeweils herrschenden Systems umzumodeln und sie einzelnen ›großen Männern‹ auf den Leib zuzuschneiden.« So Wilhelm Blos. Wen er vielleicht auch meinte, war der bedeutendste und einflussreichste Lehrer der deutschen Geschichtswissenschaft, Heinrich von Treitschke, der die Auffassung vertrat, dass es die Männer seien, die »Geschichte«

machten. In einer fast karikaturhaften Überzeichnung der historischen Größen aus altem ›Schrot und Korn‹ wird der auf dem Katheder bramarbasierende »Leibhusar« Treitschke den von ihm beschriebenen Gestalten der Geschichte zunehmend ähnlich.

Heinrich von Treitschkes *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert* erschien 1879 bis 1894 in fünf Bänden im S. Hirzel Verlag in Leipzig. Das Werk beschreibt lediglich den Zeitraum bis 1848. Im Jahr 1913 erschien daraus unter dem Titel *1813* ein von Franz Hirsch besorgter Auszug, der das Jahr der Befreiungskriege Preußens gegen die napoleonische Fremdherrschaft schildert, in dessen Verlauf Napoleon in der Völkerschlacht von Leipzig die Vorherrschaft über Deutschland endgültig verliert.

Auszüge aus umfangreichen und daher teuren Werken sind ein wichtiger Schritt zur Popularisierung eines sonst den Fachbüchern zugehörigen Titels. Zugleich bilden Jahrestage eine wichtige Institution der noch jungen deutschen Nation, sich ihres Selbstverständnisses öffentlich zu vergewissern, wodurch zugleich der Bedarf an Schriften zum Thema steigt. Ein ähnlich populärer Auszug ist die bei Reclam in Auszügen aus Karl Lamprechts *Deutscher Geschichte* erschienene *Portraitgalerie*. Das Buch erscheint 1910 mit einer Einleitung von Franz F. Helmolt, einem Schüler Karl Lamprechts. In dieser Einleitung teilt Helmolt auch etwas von den Auseinandersetzungen um den sozialgeschichtlichen Ansatz von Lamprecht mit. Eine als so genannter Lamprecht- oder Methodenstreit ausgetragene Auseinandersetzung unter den Historikern wurde vor dem Hintergrund der sozialen Fragen geführt. Diese blieben von der etablierten Wissenschaft, die wesentlich mit politischer Legitimation und Unterstützung der Staatsführung beschäftigt war, dauerhaft unbeachtet.

Als populärer Autor des historischen Sachbuchs erlebte Treitschke mit dem Dritten Reich eine erneute Konjunktur. Sein berüchtigter Satz »Die Juden sind unser Unglück« erschien ab 1927 im antisemitischen *Stürmer* als Fußleiste jeder Titelseite. Bis heute bleibt Treitschkes *Geschichte* ein Stapeltitel des modernen Antiquariats. Sein Antisemitismus fand früh den Widerspruch des nicht minder bedeutenden Historikers Theodor Mommsen, der Treitschke sofort öffentlich antwortete. Der bislang als vulgär geltende Antisemitismus wurde für das deutsche Bildungsbürgertum zunehmend akzeptabel, ihm war, wie Mommsen schrieb, der »Kappzaum der Scham« abgenommen worden. In Umkehrung der sonst herabsinkenden Kulturgüter aus dem Bürgertum in die Unterschichten kann man hier von aufsteigender Vulgarität reden, deren Hauptwerk das *Handbuch der Judenfrage* von Theodor Fritsch ist. Das Machwerk erschien zuerst 1887 unter dem fromm-dummen Titel *Antisemiten-Katechismus*.

Damit ist der sicherlich heikelste Punkt der Geschichte des populären Sachbuchs berührt, in dem nicht schwierige Wissenschaft vereinfacht

dargestellt wird, weil es nützlich ist, davon zu wissen, sondern das dargestellt wird, was einfach und vor allem politisch nützlich ist. An erster Stelle steht dafür das Buch *Deutsche Geschichte* von Heinrich Claß, das er unter dem Autorennamen »Einhart« veröffentlichte (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1909). Der Autor ist an Geschichte im Grunde vollkommen desinteressiert. Er erzählt nichts. Denn das würde bedeuten, dass er seine Leser zu eigenem Nachdenken kommen ließe. Stattdessen gibt es nichts, was von Claß nicht bewertet würde. Selbst das Copyright im Buch wird von ihm mit einer Fußnote versehen: »Der Gebrauch der englischen Sprache an dieser Stelle ist durch gesetzliche Vorschrift des Rechts der Vereinigten Staaten veranlasst.« Alles, was er anführt, ordnet sich der Entfaltung seiner alldeutschen und antisemitischen Überzeugungen unter, die die deutschen Kriegsziele bis zu den Nationalsozialisten festschreiben. Bis 1945 wurde dieses Buch in hohen Auflagen verkauft. Im Anhang befindet sich eine Karte Deutschlands, die »Deutsches Siedlungs-Gebiet in Mitteleuropa« überschrieben ist, aber nicht die politischen Grenzen, sondern die Verbreitung der deutschen Sprache über diese Grenzen hinaus anzeigt, die Heinrich Claß unverblümt als »Vorposten« bezeichnet. Die geografisch-politische Vorstellung von Deutschland wird von einer ethnischen, die räumliche von der rassistischen abgelöst. Ein bedeutendes Popularisierungsmedium dieser deutschen Kriegspolitik wird fortan die Kartografie, deren scheinbar objektivierende Darstellung für den Einsatz in Unterricht und Propaganda bis 1945 von größter Bedeutung sein wird.

Ein anderes sehr erfolgreiches Werk dieser Zeit war Houston Steward Chamberlains einflussreiches Doppelwerk *Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts* (Bruckmann, München 1899). Es darf, wenn es hier schon um die Kehrseiten der Popularisierung geht, dieses Monstrum nicht fehlen. Die Kehrseite des Populären ist nicht der Dilettantismus, sondern die Scharlatanerie, für die besonders Chamberlain steht. Das Werk bläht sich zu umfangreichen Doppelbänden auf – im Falle Chamberlains kommt man auf über 1.000 Seiten – da nun alles mit allem irgendwie in Beziehung gerät. Umfänge, aus denen gelegentlich geschlossen wurde, dass diese Bücher ungelesen blieben. Man könnte geradezu das Gegenteil behaupten und damit begründen, dass die assoziativ gebaute Struktur dieser Bücher den Einstieg an jeder Stelle ermöglicht und daher ein Immerwieder-zur-Hand-Nehmen fördert. Als der prominente Schwiegersohn Richard Wagners und Berater des Kaiser Wilhelms II. war Chamberlain aus Sicht des bürgerlichen Lagers nur indirekt angreifbar.

Ohne ihn ausdrücklich zu nennen, wird Chamberlain im ersten Band von Ullsteins *Weltgeschichte* von Felix von Luschan im Kapitel »Rassen und Völker« nachgewiesen, dass seine Auffassungen auf die Verwechslung von Rassen und Völkern zurückzuführen sind. Ein Fehler, auf den

schon Rudolf Virchow in seiner Rede zum Antisemitismustreit 1880 hingewiesen hat. Ein Beitrag der *Weltgeschichte* stammt von Karl Lamprecht. Die Einleitung zu diesem Werk schrieb kein Geringerer als Ernst Haeckel, der die Weltgeschichte als ein »populäres Geschichtswerk« bezeichnet. Sie erschien von 1908 bis 1910 in 6 Bänden, herausgegeben von Julius von Pflugk-Harttung, und erlebte mit neuen Herausgebern und Autoren in jeder bedeutenden Epoche der Sachbuchgeschichte eine Neuauflage.

13 Der große Krieg in Deutschland

Dreh- und Angelpunkt der zahlreichen Betrachtungen über Deutschland bildet bis heute der Preußenkönig Friedrich II. Die im 19. Jahrhundert wachsende Bedeutung Preußens in Europa, schließlich die Reichsgründung unter dem Reichskanzler Otto von Bismarck erweckte auch im Ausland breites Interesse an Preußen und Deutschland. Am Anfang dieser Auseinandersetzung stand Thomas Carlyles Mammutwerk *The history of Friedrich II., called Frederick the Great* (London 1858–1865, 6 Bde.; Deutsch von Neuberg und Althaus, Berlin 1858–1869). Auf dem Theater folgten in der wilhelminischen Zeit eine Flut von populären historischen Theaterstücken zu Friedrich II., zum Beispiel Emil Ludwigs *Friedrich, Kronprinz von Preußen*. Auch Thomas Mann schloss sich in seinem historisch verfälschenden und kriegsverherrlichenden Essay zu Beginn des Ersten Weltkriegs unter dem Titel *Friedrich und die große Koalition* der Konjunktur dieses Themas an. Das Material zu dem Essay entstand bereits ab 1910 als Vorstudien zu einem nie ausgeführten Roman.

Ein probates Gegengift dieser heroischen preußischen Geschichte bildet das Buch *Die Lessing-Legende. Zur Geschichte und Kritik des preußischen Despotismus und der klassischen Literatur* (Dietz, Stuttgart 1893) von Franz Mehring. Ein gut lesbares Buch, das in Deutschland allerdings, wie die wütenden Reaktionen auf die zaghaften sozialgeschichtlichen Ansätze von Karl Lamprecht zeigten, nicht die Spur einer Chance hatte, ins allgemeine Bewusstsein einzudringen. Mehring greift in diesem aus Aufsätzen hervorgegangenen Buch die gefälschten Traditionen eines Preußentums an, in dem ein aufgeklärter bürgerlicher Autor, Gotthold Ephraim Lessing, mit einem verklärten, im Kern aber despotischen König, Friedrich II., versöhnt erscheinen. So beklagt Mehring, dass Historiker wie Literaturwissenschaftler »ohne jede Kenntnis der gleichzeitigen ökonomischen und politischen Zustände schreiben. Damit reißen sie die Pflanzen aus ihrem mütterlichen Boden und legen sie zwischen die löschpapiernen Seiten ihrer Herbarien. Mögen sie nun noch so sorgsam die

einzelnen Blätter bis auf die letzte Zacke beschreiben: Duft und Farbe sind unwiederbringlich dahin. Der ärgste Frevel solcher Literarhistoriker aber ist es, wenn sie, sei es in einem dumpfen Gefühle ihrer verhängnisvollen Einseitigkeit, sei es aus anderen, aber wahrhaftig nicht achtbareren Gründen, die Gegenstände ihrer Darstellung in ein politisch-soziales Licht rücken wollen und sie deshalb mit den politischen und sozialen Vorurtheilen aufschminken, die ihnen selbst geläufig sind und den ›hohen Gönnern‹ angenehm in die Ohren klingen.«

Daran änderte sich allerdings nur wenig. Eher im Gegenteil. Denn bald darauf begann der Film dem Sachbuch als Rechtfertigung der Politik des Dritten Reiches den Rang abzulaufen. Dieser Medienwechsel gelingt fast bruchlos und verlängert reicht er bis zum mehrteiligen historischen Fernsehfilm von Fritz Umgelter der 1970er Jahre.

In den Schaufenstern und Regalen der Buchhandlungen fanden vorwiegend Veröffentlichungen der bürgerlichen und rechtskonservativen Geschichtsschreibung und -deutung Platz. Die Geschichte aus der Sicht sozialistischer Autoren kam im deutschen Buchhandel bis 1920 praktisch nicht vor, wie zum Beispiel die auch heute noch gut lesbare *Deutsche Geschichte vom Ausgange des Mittelalters* (Dietz, Berlin 1910) von Franz Mehring. Mehring schreibt mit grimmiger Ironie gegen die von ihm bekämpfte Innenpolitik Bismarcks. Seine Bücher wurden allerdings weniger gelesen als die lebensnah und populär geschriebenen Titel von Wilhelm Blos: *Die französische Revolution* (Dietz, Stuttgart 1888) und *Die deutsche Revolution* (Dietz, Stuttgart 1893). Blos' Bücher sind mit vielen Abbildungen nach Porträts und historischen Bildern ausgestattet. Die Bände enthalten außerdem umfangreiche Beilagen historischer Dokumente. Darin zeigt sich ein prinzipiell anderer Umgang mit den Lesern, denen in Teilen auch eigene Urteile zugetraut werden.

In der Reihe *Wissenschaftliche Volksbücher* im Verlag Alfred Janßen gab Fritz Gansberg Wilhelm Zimmermanns *Der große Bauernkrieg* in einer knappen Auswahl neu heraus. Das Buch, erstmals 1841–1843 erschienen, wurde von Zimmermann in einer überarbeiteten Fassung 1856 herausgegeben. Bei Dietz erschien dann 1891 ein Nachdruck, schließlich auch eine Ausgabe bei Parkland 1999. Die Verlagsreihe ist bibliophil gestaltet und bebildert. Gansberg druckt unter anderem das Kapitel von Zimmermann nach, von dem sich Gerhart Hauptmann zu einem Theaterstück anregen ließ: *Florian Geyer*. In einem Testimonial zu dieser Reihe, das der Verlag hinten im Buch abdruckt, liest man hochwertige Werbeprosa von keinem Geringeren als Hermann Hesse: »Es kommt fürs ›Volk‹ nicht darauf an, dass der Doktor Meier ihm einen dünnen Absurd (sic) seiner Wissenschaft mit mitleidigem Lächeln oder mit dem Pathos des Beglückers darreiche, sondern dass ihm die besten, schönsten, lebendigsten Darstellungen bedeutendster Menschen aus allen möglichen

Gebieten zugänglich gemacht werden. Eben das nun versucht mit Glück die Janßensche Sammlung, deren Herausgeber Gansberg für seine Arbeit Dank verdient.«

Ein anderes großes Geschichtswerk, Ricarda Huchs dreibändiges Werk *Der große Krieg in Deutschland* (Insel, Leipzig 1912, später unter dem Titel *Der Dreißigjährige Krieg* erschienen) soll den Abschluss bilden. Der Kritiker Friedrich Sieburg zählte das Buch später zu den »größten Leistungen der deutschen Literatur«. Ricarda Huch schreibt gleichermaßen klar wie anschaulich. Ihre szenische Erzählweise geht bewusst über eine wissenschaftliche Darstellung hinaus. Eine Einleitung oder auch nur Gattungsbezeichnung gibt es von ihr nicht. Sie erzählt nah an der alltäglichen Wirklichkeit des politischen Lebens, weit ab von der heroisch-überhöhenden Darstellungsweise der sonst von Männern beherrschten Zunft. Der Kritiker Fritz Reck schrieb zum Erscheinen des Buchs: »Ich glaube, dass mit diesem Werk das größte epische Kunstwerk uns erstanden ist, größer als alle, die in den letzten neun Jahrzehnten deutsche Leser sahen.« (zit. nach Krockow) Joachim Fest dagegen, dessen schmales Bändchen bei Manesse von 1993 *Wege zur Geschichte* verspricht und von Theodor Mommsen, Jacob Burckhardt und Golo Mann handelt, unterlässt jeden Hinweis auf die Bedeutung Ricarda Huchs für das erzählende historische Sachbuch. Das ist umso erstaunlicher, als dass der von Fest in diesem Buch zu Recht gepriesene Golo Mann selbst Ricarda Huch zum Vorbild nahm. Schon als kleiner Bursche lernte er sie kennen und Ricarda Huch schrieb ihm später einmal: »klein, schüchtern, absonderlich und reizvoll; ich schloß Sie gleich ins Herz und behielt Sie seither darin« (zit. nach Koepcke, S. 131).

14 Römische Geschichte

Der erste Literaturnobelpreis, den ein Deutscher erhält, wird für ein Werk vergeben, das unzweifelhaft ein Sachbuch ist. Im Jahr 1902 geht der Preis für Literatur an Theodor Mommsen für seine umfangreiche *Römische Geschichte*. Die Distanz zwischen der Preisverleihung und dem Erscheinungszeitraums des Buchs (zwischen 1854 und 1856) war in der Geschichte des Nobelpreises nur selten erneut so groß.

Karl Reimer, zusammen mit Salomon Hirzel Inhaber der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung, fand in seinem Schwiegersohn Theodor Mommsen den geeigneten Autor für ein ebenso breite wie gebildete Kreise ansprechendes Werk über die römische Geschichte. Das Buch erreichte bereits nach vier Jahren eine Gesamtauflage von 5.000 Exemplaren. Den Zeitgenossen war sogleich klar, dass hier ein in seiner lite-

rarischen Technik höchst modernes Werk vorlag. Seine Popularität ist bis heute ungebrochen. Beim Verlag Zweitausendeins erschien 2006 eine Neuauflage. Bei dtv ist seit 2001 eine Gesamtausgabe in acht Einzelbänden lieferbar. Mommsens Editionsplan umfasste acht Bücher: Das erste Buch enthält die Anfänge bis zur Abschaffung des römischen Königtums, das zweite Buch reicht bis zur Einigung Italiens und das dritte Buch bis zur Unterwerfung Karthagos und der griechischen Staaten. Das vierte Buch behandelt die Revolution, das fünfte schließlich die Begründung der Militärmonarchie durch Caesar. Ein sechstes und siebtes Buch über die Kaiserzeit wurden nie veröffentlicht. Sehr viel später, 1885, erschien dann als achttes Buch *Länder und Leute von Caesar bis Diocletian*. Dieses Buch erlebte 1933, von Eduard Norden erweitert um Bruchstücke über Kunst, Literatur und Kultur, unter dem Titel *Das Weltreich der Caesaren* eine neuerliche Auflage im Phaidon Verlag.

Mommsen selbst sprach später von der *Römischen Geschichte* als von einem »Roman«, einer Geschichte »für Gymnasiasten« (zit. nach Walther, S. 230). Das Buch war für ihn so wenig wie für die Verleger eine wissenschaftliche Publikation, denn die wissenschaftliche Geschichtsschreibung dieser Zeit war bereits fest etabliert und vor allem hoch spezialisiert. Mommsen, 1817 geboren, hat mit diesem Werk die bei Gelehrten sonst übliche Reihenfolge, dass der wissenschaftlichen Karriere mitunter später eine populäre geschriebene Synthese folge, umgekehrt: nach der *Römischen Geschichte* schrieb er zahlreiche Spezialuntersuchungen. Seinen Ruf als bedeutender Historiker erlangte er vor allem durch die späteren Fachpublikationen, darunter umfangreiche Schriften über römisches Staatsrecht und die Sammlung lateinischer Inschriften. Alles Leistungen, die nicht zuletzt Ergebnis der von Mommsen vorwärtsgetriebenen arbeitsteiligen Wissenschaftsorganisation waren (Rebenich, S. 193).

Mommsens Werk ist auch das Werk eines Achtundvierzigers, der durch gezielte Aktualisierungen die römische Antike in die Gegenwart holt. Die am preußischen Junkertum gescheiterte Revolution von 1848, an der Mommsen publizistisch rege teilnahm, mündete in eine bedrückende Restauration. Das preußische Junkertum weiß die Kämpfe unter der Führung Bismarcks bis zu Beginn des Ersten Weltkriegs immer für sich zu entscheiden. Bei diesem Autor wird es in der Gestalt der römischen Aristokratie von Caesar niedergerungen. Diesem Höhepunkt der römischen Geschichte lässt Theodor Mommsen keinen weiteren Band folgen.

15 Die Kultur der Renaissance in Italien

Die Wirkungsgeschichte der Sachbücher hält sich an unserer Barriere des Beginns einer Sachbuchgeschichte an der Jahrhundertwende nicht lange auf. Bei manchen Büchern ist der Erscheinungstermin auch schon das Ende, bei anderen der Anfang eines langen Lebens voller Nachdrucke. So erschien bereits 1860 Jacob Burckhardts *Die Kultur der Renaissance in Italien*. Das Buch gehörte zusammen mit seiner Griechischen Kulturgeschichte bis weit in die 50er Jahre zum bleibenden Inventar des bürgerlichen Bücherschranks. Was der Bürger dort allerdings zu lesen bekam, war im Grunde wenig erquicklich, wurde sein bequemer Kompromiss mit der Religion und der Macht dort doch scharf kritisiert und strikt abgelehnt.

Einer der wichtigsten Marken der Bildungsgeschichte des 19. Jahrhunderts und des beginnenden 20. Jahrhunderts ist die Alphabetisierung. Sie versetzte Arbeiter und Frauen in die Lage – befördert auch durch die Einführung der Petroleumlampe, die das Lesen nach der Arbeit ermöglichte (Schivelbusch) – steigendes Problembewusstsein in Fragen der Politik wie in der privaten Lebensführung zu entwickeln. Die Selbstständigkeit und Selbstsicherheit sozialer Randgruppen stiegen. Mit und durch die Alphabetisierung verständigte sich die Massengesellschaft über sich selbst. Wie aber kommt es, dass Kulturkritik ausgerechnet dieses Phänomen als Untergang der Kultur beschreibt? – Weil Kultur vor allem mit Burckhardt als Gegenmacht zur Politik begriffen wurde.

Politik und Religion sind ihm zufolge die großen bestimmenden Kräfte der Geschichte. Als Mächte, die alles Individuelle entweder vernichten oder eingliedern, werden sie von ihm als die Gegenmächte der Kultur verstanden. In der Renaissance blitzt für nur kurze Zeit die Möglichkeit einer von der Kultur bestimmten Gesellschaft auf. Jedoch entwickelt sie sich nicht etwa aus dem Mittelalter und entwickelt sich auch nicht in etwas, das nach ihr kommt. Sie ist selbst so individuell wie die einzelnen Träger dieser Kultur. Burckhardt schreibt über Benvenuto Cellini: »Er ist ein Mensch, der alles kann, alles wagt und sein Mass in sich selber trägt.« Wie zuvor im Mittelalter der Wunsch nach Erlösung, ist es in den nachfolgenden Zeitaltern der Wille zur Macht, der die Zeit prägt.

Der Haltung Burckhardts, der nach diesen Werken die Publikation weiterer Bücher und eine Neuauflage der älteren ablehnt, liegt die Philosophie Schopenhauers zugrunde. Nicht handeln, sondern beobachten und sich nicht weiter wundern, dass schiefliegt, was schiefliegen kann. Die Menschen sind lauter egoistische Individuen, deren Verständigung untereinander und Gemeinschaft auf Täuschung beruht. Das aber erkennen nur die großen, mal eigentümlichen, mal ruchlosen Einzelnen ihrer

Epoche. Woraus folgt, dass das Nachdenken über die Gesellschaft bei solchen Voraussetzungen nur belanglos sein kann.

Im Prinzip liefert Burckhardt also keine allzu hoffnungsfrohen Ausichten für die Kultur. In ihrer modernen nivellierenden Erscheinungsweise, verbunden mit Technik, verabscheut er sie sogar. Hier ist zugleich eine der Anschlussstellen zu finden für eine Theorie der Avantgarde als massenuntaugliche und elitäre Anschauung, wie sie mit dem Expressionismus in Deutschland entstand. Vorbild dafür war nicht zuletzt der Renaissance-Mensch.

Und die Leser, darunter brave Bürger, was hatten die davon, diese Sachen wieder und wieder zu lesen? Der Standpunkt Burckhardts wurde schlicht institutionalisiert und professionalisiert und innerhalb der Kulturindustrie eine nützliche Schablone für hochkulturelle Binnendifferenzierung. Unter dem Namen der »Kulturkritik« widmet man sich bis heute innerhalb der Hochkultur der folgenlosen Kritik der Massengesellschaft.

Die Renaissance erlebte durch Burckhardt eine große Konjunktur. Im bereits genannten Verlag von Julius Bard erschien in der kleinen Reihe *Die Kunst. Sammlung illustrierter Monographien* von Richard Muther der Band über *Leonardo da Vinci*. Vom Dimitrij Mereschkowskij, einem Verfasser sehr erfolgreicher historischer Romane erschienen *Lionardo da Vinci* (1901) und *Michelangelo* (1905). Sigmund Freud schrieb den Essay *Der Moses des Michelangelo*, einer seiner wenigen subjektiven nicht-analytischen Texte. Diese Konjunktur hält zweifellos bis heute an und in Stefan Kleins *Da Vincis Vermächtnis oder Wie Leonardo die Welt neu erfand* (S. Fischer, Frankfurt 2008) werden alle diese Lieder des Individualismus nochmals gesungen. Über den jungen Leonardo schreibt Klein: »Hätte der Junge, heute am Rand der Gesellschaft geboren, die Chancen und den Willen zum Aufstieg? Nach dem Schulabschluss müsste er sich in einer hochgradig regulierten Welt zurechtfinden. Professoren, Vorgesetzte und Kollegen würden den jungen Mann dafür belohnen, sich zu spezialisieren [...] Aller Wahrscheinlichkeit nach würde der junge Mann eine Arbeitsweise kennenlernen, die genau dem Gegenteil der Methoden des historischen Leonardo entspricht.« (S. 259) Die Fiktion des großen Einzelnen, der sich durch die Modernisierung nicht mehr entfalten könne, steht auch bei Klein im Mittelpunkt. Welch vielfältige Chancen sich für die Menschen aus der Modernisierung ergaben, bleibt im Bereich dieser Institution »Kulturkritik« dauerhaft ausgeblendet.

16 Geschichte der Kriegskunst

Vor ein oder zwei Jahrzehnten wäre Hans Delbrücks vierbändige *Geschichte der Kriegskunst* (Georg Stilke, Berlin 1900–1920) wahrscheinlich ungenannt geblieben. Inzwischen aber ist eine vollkommen neue weltpolitische Lage entstanden. Im Blick auf das Neue kann nun auch das Vergangene deutlicher wahrgenommen werden. So ändert sich die Sichtweise und die Beschäftigung mit Militärischem wird nicht mehr vor-schnell mit Militarismus gleichgesetzt. Schließlich, und das lehrt selbst der flüchtige Blick in Hans Delbrücks Werk, werden von ihm Aspekte berücksichtigt, die bei Waffennarren und Uniformfetischisten vielleicht als langweilig gelten. Ein Nachdruck erschien erst 1962 bei de Gruyter, wo er auch 2000 nochmals zugänglich gemacht wurde. Nun ist eine besonders preisgünstige Ausgabe beim Nikol Verlag lieferbar.

Das Werk gliedert sich in die Teile »Das Altertum«, »Die Germanen«, »Das Mittelalter« und »Die Neuzeit«, es beginnt mit den Perserkriegen und endet mit der Epoche der Volksheere Napoleons. Jeder dieser Teile bietet zeittypische Schwerpunkte, deren Deutung und Analyse von den Zeitgenossen erbittert diskutiert wurden. Dabei düpierte Delbrück zunächst die Altphilologen, indem er die in den Texten des Altertums genannten Angaben zu Truppenstärken ad absurdum führte: »Das Heer, das Xerxes nach Griechenland führte, wird von Herodot ganz genau auf 4.200.000 Mann mit dem Troß angegeben. Ein Armeekorps, das sind 30.000 Mann, nimmt nach der deutschen Marschordnung etwa drei Meilen ein (ohne den Fuhrpark). Die Marschkolonne der Perser wäre also 420 Meilen lang gewesen, und als die Ersten vor Thermopylä ankamen, hätten die Letzten gerade aus Susa jenseits des Tigris ausmarschieren können.«

Im Band über das Altertum analysiert Delbrück die Schlacht bei Cannae als Umfassung und Vernichtung der römischen durch die punischen Streitkräfte: »Die ganze römische Infanterie war es gewohnt, mit der geschlossenen Phalanx vorzudrücken, bis der Feind nachgab und wich. Sobald nunmehr der Ruf ertönte ›Angriff von hinten‹ und die letzten Glieder Kehrt machen mussten, hörte der vorwärtsschiebende Druck der Masse auf, und damit kam die ganze Phalanx zum Stehen. In diesem Augenblick war sie rettungslos verloren.« Dabei macht Delbrück überall besonders deutlich, dass strategisches Verhalten im Krieg kulturell vorgeprägten Mustern unterliegt. In einem anderen Abschnitt über die Perserkriege schreibt er: »Das Kriegswesen ist nicht losgelöst von dem sonstigen allgemeinen Leben der Völker, sondern im Gegenteil eine seiner allercharakteristischsten Äußerungen. Aus dem Kriegswesen kann man zurückschließen nicht bloß auf den Volkscharakter, sondern auch

auf den sozialen Aufbau, den wirtschaftlichen Zustand und die Staatsverfassung und von der Staatsverfassung wieder auf das Kriegswesen.« Diesen kulturell geprägten Grundannahmen kann sich auch ein moderner Strategie nicht entziehen. Delbrücks Darstellung der Schlacht bei Cannae schloss sich Generalstabschef General Graf von Schlieffen in einer eigenen Veröffentlichung an und legte darauf in einer »Großen Denkschrift« von 1905 maßgeblich die Strategie des deutschen Heeres auf eine Umfassungs- und Vernichtungsstrategie im Ersten Weltkrieg fest. Dies ist auch eine mentalitätsgeschichtlich begründbare Festlegung, die sich zur Katastrophe auswuchs (John Keegan).

Delbrück analysiert im Band über die Neuzeit die Schlachten Friedrichs II. als zeittypische Ermattungsstrategie. Mit dieser Auffassung allerdings entfachte dieser Autor, der sich auf Clausewitz zu berufen versuchte, einen erbitterten Streit, denn die deutschen Militärs deuteten die Strategie Friedrichs II. als tapfere Vernichtungsstrategie. Diese, nicht die als unedel empfundene Ermattungsstrategie, sei es, die vom verehrten Altertum über Friedrich II. und Napoleon zum General Moltke führe, der als Strategie wesentlich an den Siegen der Preußen 1864, 1866 und 1870/71 beteiligt war.

17 Wenn ich der Kaiser wär'

Ereignisse, welcher Art sie auch seien, rufen unweigerlich Verwertungsinteressen auf den Plan. So erhielt Otto von Bismarck einige Wochen nach seiner Entlassung einen Brief überreicht, in dem ihm der Verleger Adolf Kröner anbot, seine Erinnerungen im »altberühmten Cotta'schen Verlage« zu veröffentlichen. Nicht ohne in diesem Brief zuvor noch den Rausschmiss in einen Rücktritt umzudeuten, den man nicht für möglich gehalten habe. In der Folge wird Kröner in Friedrichsruh empfangen, es erscheinen bald darauf die politischen Reden. Dann, sofort nach Bismarcks Tod, die *Gedanken und Erinnerungen* (3 Bde., Stuttgart 1898 und 1919). Der Verkaufserfolg dieses Werks ist überwältigend. Der dritte Band kann allerdings erst, da in ihm Wilhelm II. stark kritisiert wird, nach der Abdankung erscheinen. Die Übersetzung des Werks ist höchst einträglich. Bismarck wurde nach seinem Tod zunehmend zum Kronzeugen extrem rechter alldeutscher Kreise und Gegenstand einer ungeheuren Denkmalskonjunktur. Dabei gibt es bei ihm viele Hinweise auf eine politische Praxis, die die Neigung des Militärs, sich die politischen Kräfte zu subordinieren, zu verhindern sucht: »Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Kriegs die Erkämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der von dem Staate ver-

folgten Politik entsprechen. Die Feststellung und Begrenzung der Ziele, die durch den Krieg erreicht werden sollen, die Beratung des Monarchen in betreff derselben ist und bleibt während des Kriegs wie vor demselben eine politische Aufgabe, und die Art ihrer Lösung kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegsführung sein.« (S. 410)

Das politische Sachbuch der Zeit ab 1900 wird vor allem von den vielen außen- und innenpolitischen Krisen bis 1914 beherrscht. Mit Beginn des Krieges aber erscheint kaum ein politisches Sachbuch, das sich nicht mit dessen Ausbruch und Verlauf befasst oder sich zumindest darauf bezieht. Geschichtsschreibung und politische Sachliteratur versuchen die Geschichte der Deutschen nun vom begonnenen Weltkrieg her zu verstehen, an dessen Ende, das bezweifelt keiner der Autoren, der Sieg stehen wird. So schrieb Karl Lamprecht im Vorwort von *Deutscher Aufstieg*: »Der jetzige Augenblick im Schicksal unseres Volkes verlangt das hier dargebotene Büchlein.« (*Deutscher Aufstieg. 1750 – 1914. Einführung in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart*, Gotha 1914) Und er zögert auch nicht zu unterstellen, dass dieser Aufstieg Deutschlands mit einem Sieg enden muss: »Der Aufbau der deutschen Geschichte in dem Zeitalter seit etwa 1750 ist von wunderbarer Ebenmäßigkeit; er bildet eines der herrlichsten Teilstücke eines auch künstlerisch befriedigenden Verlaufes menschlicher Geschicke, soweit deren Überlieferung aus aller Welt uns zu Gebote steht. Sollte nicht schon diese Harmonie auf einen glücklichen Abschluß hinweisen?« (S. 44)

Der Kriegsbeginn im Sommer 1914 war zugleich der Anfang einer intensiven Auseinandersetzung, wie und warum es zum Krieg kommen musste. Ein Aspekt, der bei Lamprecht fehlt. Dieser Frage entledigt sich Gustav F. Steffen, schwedischer Nationalökonom, in seinem Buch *Weltkrieg und Imperialismus* (Jena 1915) mit dem Hinweis darauf, dass Imperialismus als soziale Expansion eine natürliche Folge der Entwicklung von Staaten sei. Er nennt sein Buch im Untertitel *Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914/15*, von denen er eine Fülle anführt. In diesen Dokumenten findet er begrifflicherweise immer nur Nachweise für seine Ausgangsthese, die die politischen Kräfte im Kern entschuldigt. Das Buch erschien als Band 13 der Reihe *Politische Bibliothek* bei Diederichs.

Heinrich Claß, der uns bereits aus einem früheren Kapitel in ungueter Erinnerung ist, veröffentlichte bereits 1913 *Wenn ich der Kaiser wär' – politische Wahrheiten und Notwendigkeiten* (Dieterich'sche Verlagsanstalt, Leipzig). Dieses antiliberalen und antisemitischen Buch publizierte er zunächst unter dem Namen »Frymann«. Hinter einer solchen Maske des Biedermanns, der sich in aller Unschuld die Freiheit nimmt, vorgeblich einfache Wahrheiten zu sagen, erscheinen bis heute zahlreiche und mitunter gefährliche Streitschriften in Deutschland. Claß droht mit

einer Militärdiktatur für den Fall, dass der Kaiser von den maximalen Kriegszielen der rechten Alldeutschen, die bereits weit vor Kriegsbeginn feststehen, abweicht. Werke mit solch aggressiver Annexionspropaganda sind hundertfach erschienen.

»Kein wissenschaftliches Werk wollte dies Buch werden, auch kein in allen Einzelheiten ausgearbeitetes politisches Programm liefern; es will der Zeit den Spiegel vorhalten, damit man sehe, wie die Dinge heute sind, und es will die Richtung des Weges zeigen, der nach meiner Überzeugung zur Besserung führt.« (S. 234)

Die Begeisterung in Europa, vor allem aber in Deutschland für den Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 ist wenig überraschend. Die Vorbereitungen gehen auch auf eine unübersehbare Fülle von Sachbüchern zurück, die der militärischen und politischen Mobilmachung Vorschub leisteten. In den Schaufenstern und Regalen der Buchhandlungen fanden vorwiegend Veröffentlichungen der bürgerlichen und rechtskonservativen Geschichtsschreibung und -deutung Platz. Die Geschichte aus der Sicht sozialistischer Autoren kam im deutschen Buchhandel bis 1920 praktisch nicht vor.

Ein weiteres Beispiel ist Friedrich von Bernhardis *Deutschland und der nächste Krieg* (Cotta, 1912). Solche viel gelesenen, aber auch gelegentlich kritisierten Werke (Hans Delbrück), erzeugten in Deutschland ein Klima, das Rosa Luxemburg eindrücklich schildert. Das Deutschland von 1914/15 befindet sich in einer Atmosphäre, in der »ganze Stadtbevölkerungen in Pöbel verwandelt« werden, »bereit, zu denunzieren, Frauen zu misshandeln, Hurra zu schreien und sich selbst durch wilde Gerüchte ins Delirium zu steigern; eine Ritualmordatmosphäre, eine Kischineff-Luft, in der der Schutzmann an der Straßenecke der einzige Repräsentant der Menschenwürde war.« (S. 4) Diese Schilderung sollte man immer klar vor Augen haben, wenn Autoren dieser Zeit sich auf die »Ideen von 1914« beziehen. Rosa Luxemburgs *Die Krise der Sozialdemokratie*, aus dem das Zitat stammt, ist 1915 entstanden und 1916 unter dem Pseudonym Junius erstmals erschienen. Unter diesem Namen publizierte bereits in England um 1770 ein anonym gebliebener Autor Briefe, die mit zum Sturz der Regierung Georgs III. beitrugen. Er ist auch Namensgeber des Verlags Junius in Hamburg. Rosa Luxemburg analysiert in ihrer Schrift die Voraussetzungen und Folgen der Zustimmung der sozialdemokratischen Reichtagsfraktion im Reichstag zu Kriegsanleihen am 4. August 1914. Als entschiedene Kriegsgegnerin saß Rosa Luxemburg im Gefängnis in »Sicherheitsverwahrung«, die bis Ende 1918 andauerte. Andere, wie der bereits erwähnte Friedrich W. Förster, Theodor Haecker und Hugo Ball, emigrierten in die Schweiz oder lebten bereits dort wie Hermann Hesse. Auch der französische Schriftsteller Romain Rolland lebte als Emigrant und Kriegsgegner in der Schweiz und veröffentlichte 1915 mit *Über dem*

Getümmel einen bedeutenden Antikriegsessay, der allerdings erst 1946 auf Deutsch erschien.

18 Das deutsche Volk und die Politik

Die bereits genannten Autoren Luxemburg, Steffen und Claß einigt ihre Ablehnung des Parlamentarismus. In diesem Kapitel soll es nun um Autoren gehen, die sich für die Wilhelminische Zeit eine Stärkung des Parlaments wünschten. Eine Parlamentarisierung der politischen Entscheidungsprozesse wurde vor allem angestrebt, um Deutschland innenpolitisch zu stabilisieren und handlungsfähig zu halten. Allerdings wird auch in den folgenden Sachbüchern an keiner Stelle davon ausgegangen, dass Deutschland im Ersten Weltkrieg eine Niederlage hinnehmen müsste. Die Unterschiede der Veröffentlichungen liegen einzig darin, in welchem Umfang Annexionen an französischem und russischem Gebiet im Frieden zu Deutschland gehören sollten. Noch vor Kriegsbeginn veröffentlichte Hans Plehn das Buch *Deutsche Weltpolitik und kein Krieg*, das als Gegenschrift des im letzten Kapitel erwähnten Buchs von Friedrich von Bernhardi erschien. Ihm folgte von Kurt Riezler *Die Erforderlichkeit des Unmöglichen* (Berlin 1913) und dann von demselben unter dem Pseudonym J.J. Ruedorffer: *Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart* (DVA, Stuttgart und Berlin 1914). Kurt Riezler, Staatssekretär des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg, führt zwar die Sprache des Militärs, hält aber den Kampf der Großmächte um politischen und wirtschaftlichen Einfluss für beherrschbar durch wirtschaftliche Verflechtung und durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung: »Es lässt sich also sagen, dass die politische Methode unserer Zeit sich von der Methode früherer Zeiten durch zweierlei unterscheidet. Das erste ist die politische Ausnutzung der vielgestaltigen, durch die moderne Entwicklung des Wirtschaftslebens geschaffenen Abhängigkeiten und Einflussmöglichkeiten, das andere das Ringen um die Meinungen der Menschen.« (S. 246)

Friedrich Naumanns *Mittleuropa* (Reimer, Berlin 1915) ist ein besonders erfolgreiches Buch über die Zukunft Deutschlands und Österreich-Ungarns als zwischen Russland und England stehende Mittelmacht. Seine Ideen hatten allerdings schon sehr bald nicht den Hauch einer Chance auf Umsetzung in die Wirklichkeit. Gelegentlich wird diesem Buch eine Abmilderung der Kriegsziele nachgesagt. Gegenüber Claß und von Bernhardi trifft dies sicher zu. Naumanns umfangreicher Apparat an statistischen Materialien führt unter der herangezogenen Literatur auch Hugo Preuß' Buch *Das deutsche Volk und die Politik* (Diederichs, *Politische Bibliothek* Bd. 14, Jena 1915) an. Hugo Preuß, der später an der

Verfassung der Weimarer Republik wesentlich mitarbeiten wird, geht es darum, die vielen sozialen Gegensätze Deutschlands nicht durch den Obrigkeitsstaat, sondern durch politische Institutionen lösen zu lassen. Schon bald nach Beginn des Krieges befand sich Deutschland faktisch unter der Diktatur des Obersten Heeresleitung der Generäle Ludendorff und Hindenburg. Das Heer, meint Preuß, »steht im Verfassungsstaat wie eine exterritoriale Enklave des alten Obrigkeitsstaates; es hat sein eigenes, dem zivilen durchaus heterogenes Staatsrecht. Man pflegt dies auf den gewiß unangreifbaren Grundsatz zurückzuführen, daß ein gesundes Heerwesen von jeder Parteipolitik frei gehalten werden müsse. Indessen ist in diesem Heere allezeit recht energisch Politik getrieben worden, und zwar nicht nur in dem selbstverständlichen Sinne einer patriotisch-nationalen Politik, vielmehr im Sinne einer systematisch abgestuften Parteipolitik: Ächtung der Sozialdemokratie, Verachtung des Liberalismus, Duldung (unter wechselnden Temperaturen) des Zentrums, Anerkennung der Konservativen und des Antisemitismus.« (S. 65) In dieser Hinsicht auf politische Weise unpolitisch war zu dieser Zeit auch Thomas Mann in seinen Essays. Er veröffentlichte sie in Anlehnung an Nietzsches *Unzeitgemäße Betrachtungen* unter dem Titel *Betrachtungen eines Unpolitischen* (S. Fischer, Berlin 1918). Der Gedanke des zeitgenössischen Kritikers Adolf Grabowsky, bei Thomas Mann von »verdrängten Reserveoffiziersambitionen« (zit. nach der Einleitung von Helbing) zu sprechen, erläutert hier besonders schön das analoge Selbstmissverständnis der militärischen und literarischen Gesellschaftsteile als über- und unpolitische Elite.

19 Von kommenden Dingen

Sollte Walther Rathenaus erfolgreiche Zeitdiagnose *Von kommenden Dingen* (S. Fischer, Berlin 1917) nicht auch in die Reihe des erzählerischen Sachbuchs aufgenommen werden? Das Buch erlebte schon im Jahr seiner Veröffentlichung mehrere Neuauflagen. Es erschien als letzter Band einer Trilogie, deren erste Bände *Zur Kritik der Zeit* (1912) und *Zur Mechanik des Geistes* (1913) hießen. Hier gelang einem Autor erfolgreich, ein bürgerliches Publikum für allgemeine wirtschaftliche Fragestellungen zu interessieren. Das Buch versucht ernsthaft, das brennende Problem des Kaiserreichs anzugehen: das Problem der politischen und ökonomischen Teilhabe der Massen an der bürgerlichen Gesellschaft. Basis seiner Überlegungen sind der Seelenglaube, eine simple Typenlehre von Mut- und Furchtmenschen und die zeittypischen Rasselehren. Alle diese Vorstellungen und Lehren werden von Rathenau niemals in Frage

gestellt, umso häufiger aber flexibel und ungenau gehandhabt. Der Erfolg des Buchs, der einfache Schematismus seiner Typenlehre und die gegenwartsnahe Semantik rassistischer Selbstverständlichkeiten machen Von kommenden Dingen zu einem populären Sachbuch, zu einem spezifisch bürgerlichen populären Sachbuch. Denn in anderen Hinsichten widersetzt sich dieses Buch den Kennzeichen: Es enthält keinerlei Geschichten, widerrät aller Anschaulichkeit und huldigt insgesamt einem an Rudolf Kassner erinnernden essayistischen Schreibstil.

Die Unmenge an Erfahrungen, die Rathenau aus der Wirtschaft und Politik einbringen könnte, überhöht er zu allgemeinen Einsichten, die von seinen neueren Biografen mühsam in den zeitlichen Rahmen zurückbezogen werden müssen. Diese Abgehobenheit der Darstellung von konkreter Erfahrung und Wirklichkeit verdankt sich einer spezifisch elitären Ideologie Rathenaus, die sich ihrer prinzipiellen Vormacht gegenüber der Politik, Wirtschaft und Technik nur allzu bewusst ist. Rathenau, selbst Techniker, Politiker und bedeutender Wirtschaftsfachmann, schreibt: »Im Gegensatz zur überkommenen Denkform bemüht sich diese Schrift, alle ihre Forderungen, die deshalb über den Bezirk der praktischen Politik zum Teil transzendieren und somit eine Transzendentalpolitik bilden, aus der Geschlossenheit einer Weltanschauung abzuleiten, die sich auf das Wesen und Werden der Seele gründet.« (S. 244) Durchsetzt von den bürgerlichen Ideologien von Seele, Typen und Rassen, einem Vokabular der Verständlichkeit, das uns heute so gänzlich fehlt, sind Rathenaus Bücher genau das geworden, was ihr Autor mit allem rhetorischen Aufwand zu vermeiden suchte, typische Vertreter ihrer Zeit. Für das bürgerliche Publikum blieb eine übergeordnete Transzendenz der bewusst eingesetzte Schutzschild gegenüber einer beängstigend veränderten Wirklichkeit. Es mag sein, dass, wie der Biograf Schölzel meint, die Kritik Rathenaus an den in Deutschland lebenden Juden »auch vor dem Hintergrund innerjüdischer Sozialkonflikte jener Zeit gelesen werden« muss (Schölzel, S. 88). Bei näherer Lektüre erscheint diese Erläuterung allzu schwach und der peinigende Sachverhalt damit mehr oder weniger beschwiegen. Die großen Demonstrationen, die auf Rathenaus Ermordung durch politisch und rassistisch motivierte Täter am 24. Juni 1922 stattfanden, beeindruckten den jungen Elias Canetti tief. Sie sind Auslöser seiner Ideen in dem Buch *Masse und Macht*.

20 Der deutsche Gedanke in der Welt

Vor 1918 war die vorherrschende Form der politischen Publizistik die Zeitschrift und in Form der Einzelveröffentlichung die Broschüre. Heute sind die Publikationsmöglichkeiten im Internet eine immer häufiger genutzte Chance, politische Einzelmeinungen zu veröffentlichen. Eine erzählerische Verdichtung im Sachbuch gelang für die Zeit nach 1900 vor allem Paul Rohrbach. Seine wissenschaftlichen Lehrer waren Hans Delbrück und Heinrich von Treitschke.

Paul Rohrbach gehört zu denjenigen, und das wird in dieser Geschichte des Sachbuchs häufiger der Fall sein, denen es durch ihr hohes Alter möglich war, die in Büchern und Artikeln bezogenen politischen Positionen noch Jahrzehnte später in ihren Erinnerungen zu rechtfertigen und zu verteidigen. Sein Erinnerungsbuch erschien 1953 unter dem Titel *Um des Teufels Handschrift. Zwei Menschenalter erlebter Geschichte* (Verlag Hans Dulk). Darin stellt er sich, der im Dritten Reich ungehindert publizierte, im Kern als Opfer der Nationalsozialisten dar und stilisiert den in des »Teufels Handschrift« geschriebenen Versailler Vertrag als Beginn des Untergangs Deutschlands im Dritten Reich dar.

Paul Rohrbachs größter Bucherfolg war *Der deutsche Gedanke in der Welt* (Leipzig 1912). Bis Ende 1914 konnte man beim Verlag Karl Robert Langewiesche, dessen Mitarbeit am Buch nicht klar abgegrenzt werden kann, bereits 75.000 abgesetzte Exemplare verzeichnen (vom Bruch, 1982, S. 73). Rohrbach geht es um die Aufgabe, »unter Verzicht auf die kriegerische Unterwerfung fremder Länder und Völker einstweilen die uns zugänglichen Gebiete der Welt mit dem kulturellen Gehalt unseres Volksgedankens zu durchtränken.« Der eigentliche Inhalt dieses Gedankens bleibt bei Rohrbach so selbstverständlich ausgespart, dass er hier eigens genannt werden muss: die Zeugnisse der deutschen Kultur, geschaffen von Kant, Goethe und Beethoven. Der deutsche Gedanke als ethisch-kulturelle Hegemonie der Deutschen in der Welt ist eine Idee, die Rohrbach mit den in dieser Reihe schon erwähnten Kurt Riezler und Karl Lamprecht teilt, bei denen die Kultur als Amalgam der deutschen Nation fungiert.

Das Buch ist durchsetzt von unterschiedlichsten tagespolitischen Auffassungen. So ist dessen Neubearbeitung von 1920 ein vollkommen neues Werk der Rechtfertigung der deutschen Politik und Kriegsführung. Meinte Friedrich Meinecke in einer Rezension bei Erscheinen noch, dass Rohrbachs Buch »vielleicht fortleben wird in unserer Geschichte wie die Schriften Treitschkes« (zit. nach v. Bruch S. 74), so gilt Rohrbachs Neubearbeitung, die das Buch komplett veränderte, als Nachweis des Gegenteils. Es hielt offensichtlich schon wenige Jahre nach Erscheinen einer Überprüfung durch den Autor nicht stand.

Paul Rohrbachs *Geschichte der Menschheit* (Langewiesche, 1914) versucht in der Publikationsform an den großen Erfolg des ersten Buchs anzuschließen. Man merkt auch diesem Buch an, dass Rohrbach vor allem Verfasser von Reiseberichten ist. Seine Reisen verwertet Rohrbach in einer gut organisierten Abfolge von Veröffentlichungen, die mit Beiträgen in illustrierten Unterhaltungsblättern begann (*Gartenlaube*, *Veihagen und Klasings Monatshefte*) und mit Artikeln in anspruchsvollen Zeitschriften (*Hilfe*) und in wissenschaftlich-politischen Blättern (*Preußische Jahrbücher*, *Deutsche Rundschau*) fortgesetzt wurde. (Mogk, 1972, S. 166f.) Größere öffentliche Aufmerksamkeit erhielt Rohrbach durch seine Tätigkeit in den deutschen Kolonien in Südwest-Afrika. In den Debatten um die Kolonien ist er alles andere als ein Pazifist, aber auch Gegner Lothar von Trothas, dem berüchtigten Gouverneur und Oberbefehlshaber der deutschen Truppen im Kampf gegen Hereros und Hottentotten. So kommt Rohrbach sicherlich auch das Verdienst zu, dass er den Alldeutschen und ihren maximalen und irrealen Eroberungsphantasien frühzeitig und öffentlich widersprach und ihre umfangreiche publizistische Tätigkeit für ein verzerrtes Deutschlandbild im Ausland verantwortlich machte.

Später erscheint bei Karl Robert Langewiesche unter dem Titel *Weltpolitisches Wanderbuch* (Königstein 1916) eine Sammlung seiner Reisebeschreibungen aus Russland, dem Orient, China und Afrika. Wenn man darin liest, wird schnell deutlich, dass Weltbeschreibung in Deutschland immer auch zugleich Beschreibung der Weltkolonisation durch England, Holland und Frankreich ist und sich die Deutschen als, wie Rohrbach schreibt, die »Zuletztgekommenen« (S. 87) dargestellt finden.

21 Die Oper

»An diesem Kunstwerk«, schreibt Oskar Bie über die Oper, »zerschellt die Logik, die uns auf der Bühne den wahrscheinlichsten Ausschnitt des Lebens geben möchte, zerschellt die Geschichte, die sich stetig in langsamen Aufbau einer Idee entwickelt, zerschellt das Prinzip, das aus einer klugen Theorie die erfolgreiche Praxis bilden will.« (*Die Oper*, S. Fischer, 1913, zit. nach Piper TB S. 9) Mit diesem einen Satz aus der Einleitung des Werks erklärt sich die Modernität Oskar Bies, dessen Buch bis weit nach 1918 zahlreiche Neuauflagen erfuhr. In ihm werden die Kernbegriffe des 19. Jahrhunderts verabschiedet, das man das lange 19. Jahrhundert nannte, weil es bis zum politischen und kulturellen Zusammenbruch Deutschlands im Ersten Weltkrieg bis 1918 andauerte. Bis dahin galten mit einer erstaunlichen Beharrungskraft die Logik des Naturalismus der

Bühnen und Bilder, die Geschichte als schnurgerade Entwicklung zum geeinigten und stets siegreichen Deutschen Reich und das Prinzip eines unaufhaltsamen Fortschritts in Kultur, Industrie und Wissenschaften. Umgekehrt, so lässt sich nun schließen, sind fast alle sich den Künsten widmenden Sachbücher, die diesen von Oskar Bie formulierten Ideen nicht folgen konnten, nach 1918 so veraltet, dass sie nicht wieder aufgelegt werden können. Sachbücher veralten also. Das ist im Grunde bekannt. Dies aber allein auf Erkenntnisfortschritte zurückzuführen, ist sicherlich nicht richtig. Viel mehr geht es dabei um einen Stil, zu dem immer auch, so lernt man jedenfalls bei Oskar Bie, Offenheit, Gelassenheit und Heiterkeit gehören.

Ein Gegenbeispiel zu Oskar Bie ist die Musikschriftstellerin Marie Lipsius. Bereits seit 1867 veröffentlichte sie ihre *Musikalischen Studienköpfe*. Sie erschienen unter dem Pseudonym La Mara, wie sie in ihren Erinnerungen schreibt, »aus Scheu vor dem damals herrschenden Vorurteil gegen die weibliche Autorschaft eines ernst zu nehmenden Buchs« (S. 94). In den *Studienköpfen* werden die zu dieser Zeit als musikalische Neuerer umstrittenen Musiker Franz Liszt, Richard Wagner, Robert Schumann und Frederick Chopin dargestellt. Als fünfter und letzter Band der Reihe erscheint bereits 1882 der Titel *Die Frauen im Tonleben der Gegenwart*, der noch 1902 wiederaufgelegt wird. In diesem Band werden die Musikerinnen Clara Schumann, Sofie Menter, Wilma Neruda, Ingeborg von Bronsart, Pauline Viardot-Garcia und Amalie Joachim dargestellt. Das Buch stellt sich deutlich gegen die gängige Auffassung, dass wie das Schreiben »ernst« zu nehmender Bücher die Komposition ernster Musik eine Domäne der Männer sei.

Später veröffentlicht Marie Lipsius ihre Erinnerungen unter dem Titel *Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals* (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1917). Wie der Titel so ist das zweibändige Erinnerungswerk insgesamt, dessen pathetischer Stil und adelsfrommer Inhalt nur mit dem ebenfalls aus der Mode gekommenen Wort ehrpusselig bezeichnet werden können. Das Buch ist durch und durch ein Dokument des 19. Jahrhunderts. Im Laufe dieser kleinen Sachbuchgeschichte wird man noch häufiger Büchern begegnen, deren Konjunktur schneller als von Autoren und Kritik erwartet abbrach.

Gleichwohl ist auch Oskar Bie nicht aus der Zeit herausgefallen. Er schreibt: »Will ich Kunst von Kunst geben, so muß sie von ihr Charakter und Methode nehmen. Man kann einen Wald fortwirtschaftlich behandeln, aber auch malerisch. Die Wissenschaft bleibt ihrem Stoff gegenüber keusch, die Kunst verheiratet sich mit ihm. Ich möchte künstlerisch begreifen, also über die Oper opernmäßig schreiben.« (S. 12) Heute würde man diesen im besten Sinne impressionistischen und opernmäßigen Schreibstil Oskar Bies vielleicht feuilletonistisch nennen. Damals wurden

Darstellungen der Kunst und Äußerungen zur Kunst bewusst mit künstlerischen Ansprüchen vorgetragen. Dabei waren Distanz zum Kunstwerk geradezu verpönt und jeder Enthusiasmus erlaubt und nachgerade Nachweis, das Kunstwerk verstanden zu haben. »Die sprachlichen Mittel«, so Carl Dahlhaus, »über die er [Oskar Bie] verfügt, sind unerschöpflich, und man braucht nur irgendwo einige Seiten zu lesen, um zu begreifen, warum er Redakteur der *Neuen Rundschau* in deren glanzvollsten Jahrzehnten war.« (S. V) Der Musikwissenschaftler Dahlhaus versucht nicht den Wissenschaftler Oskar Bie vor dem Meister des sonst gern geschmähten Feuilletons in Schutz zu nehmen. Oskar Bie ist legendär. So beginnt sein berühmtes Opernbuch mit dem Satz: »Die Oper ist ein unmögliches Kunstwerk.« So fesselt er seine Leser schon auf der ersten Seite.

22 Ludwig van Beethoven

Das populäre Interesse an klassischer Musik gilt in der Instrumentalmusik besonders den Symphonien. Innerhalb dieser sind die von Beethoven die weitaus populärsten. Über den Komponisten schreibt Paul Bekker hinsichtlich der Aufführungspraxis: »Der Beethovensche Symphonieatlas trägt das ganze öffentliche Musikleben des 19. Jahrhunderts.« (*Beethoven*, Schuster & Loeffler, Berlin 1911, S. 201) Daran hat sich im Grunde bis heute nicht viel geändert. Während sein Vorgänger, die Wiener Klassiker Mozart und Haydn, für intime und ausgewählte Kreise schrieben und musizierten, sind die Symphonien Beethovens nach der Ansicht Bekkers Ausdruck »der großen geistigen Allgemeininteressen der Zeit« (S. 200), welche eine »neue Form der musikalischen Öffentlichkeit« (S. 201) erreichten.

Vom 1845 auf Initiative Liszts in Bonn errichteten Beethoven-Denkmal bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts erlebte die Beethoven-Verehrung immer weitere Steigerungen. Dabei wurde der Komponist zur Gestalt des vereinsamten Künstlers, der für die Massen leidet, zu denen und für die er spricht. Die Möglichkeit der erfolgreichen Popularisierung von Leben und Werk Beethovens lebt geradezu von diesem spannungsreichen Widerspruch zwischen dem großen und einzigartigen Individuum und der geradezu massenhaften Verbreitung seiner Werke. Eine solche Karriere, die sich gerade diesem sich verstärkenden Gegensatz verdankt, gelang nach Beethoven eigentlich nur noch Friedrich Nietzsche; danach wurde sie zur Pose. Einen Höhepunkt des Beethoven-Kults stellt die Skulptur von Max Klinger dar. Umrahmt vom legendären und skandalisierten Beethoven-Fries von Gustav Klimt, bildete sie das Zentrum der Ausstellung der Wiener Secession von 1902. Thema des Frieses

ist der legendäre letzte Satz der neunten Symphonie Beethovens, dessen bildnerische Ausdeutung durch Klimt auf einen Aufsatz Richard Wagners zurückzuführen ist. »Die auf Wirkung in die Breite zielende Tendenz der Beethovenschen Symphonie«, so Paul Bekker, »gelangt zum krönenden Abschluß im Chorfinale der Neunten, dessen ideale Bedeutung die Aufforderung zum Mitsingen ist – wie beim Choral der Bachschen Kantate und Passion.« (S. 201)

Die populäre Literatur zu Beethoven ist also unübersehbar. Bei Piper erscheint *Ludwig van Beethoven* von W. Alexander Thomas-San-Galli im Jahre 1913. Thomas-San-Galli erzählt das Leben Beethovens mit zahlreichen Erläuterungen zum Werk. Der Umschlag ist mit einem Schattenriss Beethovens als Sechszehnjährigem und dem Hinweis auf die Ausstattung des Buchs »mit vielen Porträts, Facsimiles & Noten« versehen. In seinem Geleitwort stellt der Autor die für Sachbücher topische Behauptung auf: »Eine schlichte, handliche Beethoven-Biographie in einem Bande fehlte bisher.« Während er Paul Bekkers Werk über Beethoven erst nach der Fertigstellung seines Buchs kennengelernt habe, will er »kurze Lebensabrisse« auch nicht gelten lassen. Von diesen in der Regel auch mit viel Bildmaterial ausgestatteten Büchern erschienen allerdings eine kaum übersehbare Flut. Über Beethoven schrieb Hermann von der Pfordten in der Reihe *Wissenschaft und Bildung*, Theodor von Frimmel in der Reihe *Berühmte Musiker* und in der Reihe *Illustrierte Helden-Bibliothek* Otto Germandt. Ob es sich nun um Reihenthemen wie Bildung, Helden oder Musik handelte, Beethoven fehlt nirgends. Noch 1918 erscheint von Marie Lipsius in einer Einzelveröffentlichung *Ludwig van Beethoven* in der 7. Auflage. Deutschland war die zu dieser Zeit europaweit anerkannt führende Kulturnation im Bereich der Musik. Ein Umstand, der nach der Katastrophe von 1918 zu besonders kruden Versuchen der Überkompensation führte. Von Romain Rolland erschien in deutscher Übersetzung 1918 ebenfalls ein Buch über Beethoven (original *Vie de Beethoven*, 1902). Aus der Beschäftigung mit dem Komponisten und mit deutscher Musik entstand sein großartiger zehnbändiger Musiker- und Entwicklungsroman *Johann Christof*, in dem er zahlreiche Motive der Biografie Beethovens aufgreift und gestaltet. Er erschien auf Deutsch bereits 1914–17 im Verlag Rütten & Loening in Berlin. 1915 erhielt Rolland den Nobelpreis für Literatur.

23 Geschichte der Deutschen Literatur

Sachbücher sind Literatur und Bücher über Literatur sind Sachbücher. Beide Auffassungen bereiten Probleme. Zwei Gegenbeispiele aus der

Vergangenheit mögen uns aber das leicht schockierende und die Literatur veralltägliche dieser beiden Aussagen hinweghelfen.

Sachbücher sind auch Literatur, so zumindest noch die Auffassung der Literaturgeschichte um 1900. Eduard Engel schreibt in seiner zweibändigen *Geschichte der Deutschen Literatur* (F. Tempsky Verlag, Wien und Leipzig 1912) im Schlusskapitel über »Wissenschaft und Presse«. Damit bleibt Engel bewusst hinter der neuen, von Wilhelm Dilthey beeinflussten Germanistik zurück. Sie interessierte sich vor allem dafür, das Geheimnis der Kunstschöpfungen aufzuklären. Dieses Ziel machte einen verengten und zumal Sachtexte ausschließenden Literaturbegriff notwendig.

Bücher über Literatur sind auch Sachbücher. Sachbücher sind nicht über ihren Inhalt zu bestimmen. Aus der Fülle möglicher Beispiele stelle ich *Geschichte der Weltliteratur. Dichtung fremder Völker* von Paul Wiegler vor. Das Buch erschien bei Ullstein zuerst 1914, dann in zweiter Auflage 1920, wieder 1924 und 1935 und zuletzt 1949 im Verlag Heimeran in München. Paul Wiegler bestimmt den Zweck seines über 500 Seiten umfassenden und äußerst eng gedruckten Buchs, »dem gebildeten Leser den Reichtum dessen zu übermitteln, was in Goethes Sinne Weltliteratur ist und bis heute nachwirkt«. So schreibt er im Vorwort zur zweiten Auflage. »Im übrigen«, so Wiegler weiter, »ist dieses Buch nicht ein Kompendium normgebender Ästhetik. Es bietet eine möglichst farbige Nacherzählung dessen, was jeweils, seit fernen Jahrtausenden, an dichterischen Symbolen hervorgebracht wurde, durch die Gesamtheiten und die Einzelnen. Der Phantasiegehalt, nicht die Form, war hier das wesentliche Prinzip, und nichts reizte so sehr wie das Werden der lyrischen und epischen Stoffe, die verblissend immer wieder aufzuleuchten beginnen. Ebenbürtig dem Werk ist das biographische Moment, das unerschöpfliche Rätsel der produktiven Naturen.« Der Umfang des Werkes lässt vielleicht zunächst wirklich an ein Kompendium denken. Sicherlich wird es aufgrund seines Umfangs weniger als Ganzes gelesen worden sein. Da sich Paul Wiegler genau an das hält, was er im Vorwort verspricht – erzählen zu wollen, statt nach Normen zu urteilen, sich auf die Stoffe statt die Formen zu konzentrieren und als gleichberechtigte Bestandteile die Autorenbiografien heranzuziehen – genau darum ist dieses Buch ein gutes Beispiel für ein erzählendes Sachbuch. Sein Satz: »Dante selbst und sein Schicksal bedeutet so viel wie die Göttliche Komödie«, liest sich wie ein gegen Friedrich Gundolf gerichtetes Diktum.

In der Reihe *Das Weltbild der Gegenwart. Ein Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen* veröffentlicht der Germanist Richard M. Meyer als siebzehnten Band das Buch *Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert. Vom deutschen Standpunkt aus betrachtet* (Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin 1913). Meyer legt sich

seinen Stoff anders zurecht, sicher auch aufgrund der Vorgaben der Reihe, in der dieses Buch erscheint. Dabei hilft ihm eine eng an Goethes Verständnis angelehnte Interpretation von Weltliteratur als »Dichtung, die aus der sittlich-ästhetischen Übereinstimmung der Völker entstehen soll, und zwar indem jede Nation sich ihrer Eigenart bewusst bleibt, aber auch der der anderen Literaturen gerecht wird« (S. 16 f.). Das führt nach Meyer zu einer »Arbeitsteilung« der Nationen, bei der der deutschen Literatur eine bedeutende Rolle vorbehalten bleibt. Im Unterschied zu Paul Wiegler, der zahlreiche Neuauflagen erlebte, ist Meyers Text, wie die Reihe insgesamt, schon eher Fachliteratur.

Hugo von Hofmannsthal löst das Problem des verengten oder erweiterten Literaturbegriffs in *Der Dichter und diese Zeit* von 1907 nach dem Vorbild eines die Weltliteratur umgreifenden Haeckelschen Stammbaums: »Und alles, was man im breitesten und wahllosesten Sinn Literatur nennt, bis zum Operntextbuch der vierziger Jahre, bis hinunter zum Kolportageroman, alles deszendiert von den wenigen großen Büchern der Weltliteratur. Es ist eine erniedrigte, durch zuchtlose Mischungen bis zum Grotesken entstellte Deszendenz, aber es ist Deszendenz in direkter Linie.«

24 Die Romantik

»Eine Schar junger Männer und Frauen«, so beginnt Ricarda Huch ihr Buch über die Romantik, »stürmt erobernd über die breite träge Masse Deutschlands. Sie kommen wie vor Jahrhunderten die blonden germanischen Stämme der Wanderung: abenteuerlich, siegesgewiß, heilig erfüllt von ihrer Sitte und ihrem Leben, mit übermütiger Verachtung die alte morsche Kultur über den Haufen werfend. Von der scheuen Ehrfurcht vor überlegener Gewalt, die die feine Ausbildung des Römischen Reiches trotz alledem den barbarischen Eroberern einflößte, empfanden freilich die Romantiker nichts. Sie standen den eigenen Vorfahren gegenüber, deren Schwächen sie durch und durch kannten und deren Vorzüge ihnen wenig imponierten; ihre Bewunderung griff in entlegene Vorzeit zurück, wo sie die Eigenart ihres Stammes rein ausgeprägt zu finden glaubten.« (*Die Romantik. Bd. 1 Die Blütezeit der Romantik. Bd. 2 Ausbreitung und Verfall der Romantik*. Haessel, Leipzig 1899 und 1901. zit. nach der 12. Auflage 1922, S. 1) Ricarda Huch beginnt ihr Buch mit einem Kapitel über die Brüder Wilhelm und Friedrich Schlegel. In ihrem ersten Satz steckt offenkundig vieles, das sich auf die Jahrhundertwende um 1900, also auf die Gegenwart bezog, in der sich eine neue Jugendbewegung gegen die Massengesellschaft (»träge Masse«) mit ihren zahlreichen neuen

unübersichtlichen und alten überlebten Institutionen wandte. Der Kreis schließt sich dann wieder, als am Ende des zweiten Bandes, nach 35 Kapiteln, die sowohl die wichtigen Persönlichkeiten als auch die für die Romantik bedeutenden Stichworte behandeln, die Romantik als Epoche der Naturschwärmerei der ihr entwachsenen eiskalten Naturwissenschaft weichen muss; und was von ihr bleibt, ist nichts als das in Romanen aufgebotene Arsenal der romantischen Ritter und des goldenen Mondes: »Wie es zu gehen pflegt, machten erst die Nachahmer die Romantik populär, indem sie die neugeprägten Ideen und Bilder aushöhlten, breitklopfen und mit dünnen Lappen eigener Erfindung ausputzten.« (S. 340) Sicherlich gehört auch Ricarda Huchs zweites Werk, das nach *Der große Krieg in Deutschland* für die Sachbuchgeschichte reklamiert wird, zu den ganz bedeutenden Texten der deutschen Literatur. Zugleich fiel dieses Buch in Deutschland nahezu ganz aus der germanistischen Tradition heraus. Auf der einen Seite fügte es sich nicht in die Germanistik alten Stils, die vor allem umfängliche Fleißarbeiten mit tausenderlei Einzelheiten publizierte. Beispiele dafür sind auch die im Kapitel über die Literaturgeschichte genannten Bücher von Eduard Engel und Paul Wiegler. Andererseits hob es sich von der vor allem von Friedrich Gundolf repräsentierten Germanistik neuen Stils ab, in der man dem Geist selbst, der schöpferischen Phantasie auf die Spur zu kommen suchte. Im ersten Fall wurde von Ricarda Huch zu viel, im zweiten zu wenig erzählt.

Bei Friedrich Gundolfs berühmtem und sehr erfolgreichem Werk *Shakespeare und der deutsche Geist* (Georg Bondi, Berlin 1911) führten die von Wilhelm Dilthey beeinflussten Ideen dann zu dem Diktum: »Shakespeare ist wie kein anderer das menschengewordene Schöpfertum des Lebens selbst.« (VII). Hinter dem Schöpferischen treten alle anschaulichen Lebensgeschichten und nachvollziehbaren Werkberichte mit dem Hinweis, dass man diese voraussetzen könne, vollständig zurück. In der Folge ermöglichten diese überzogenen Ansprüche, Germanistik als bedeutende Leitwissenschaft, zum Teil auch Ersatzphilosophie und Ersatzweltanschauung zu betreiben. Hier wird die Sprache in das Zentrum einer neuen Religion gerückt. Hugo Hofmannstahl gibt hier wieder in *Der Dichter und diese Zeit* den Kronzeugen: »Ich weiß keinen Zeilenschreiber, den elendsten seines Metiers, auf dessen Produkte nicht, so unwürdig er des Lichtes sein mag, für ein völlig unverwöhntes Auge, für eine in der Trockenheit des harten Lebens erstickende Phantasie etwas vom Glanz der Dichterschaft fiele, einfach dadurch, dass er sich, und wäre es in der stümperhaftesten Weise, des wundervollsten Instrumentes bedient: einer lebendigen Sprache.«

25 Betrachtung über Kunst, Gott und die Welt

In Deutschland wurden um 1910 so viele Zeitschriften publiziert wie zu keiner Zeit vorher und nachher. Zugleich ist der Essay die aus den unzähligen neuen Kleinformen herausragende Gattung dieser Zeit, welche in diesen Zeitschriften breiten Raum fand. Dabei vollzieht sich in einem Zeitraum von kaum dreißig Jahren der Wandel des Essays von einer vorwiegend populärwissenschaftlichen Gattung bei Herman Grimm über die ambitioniert künstlerischen bei Wilhelm Bölsche zum heutigen von Friedrich Nietzsche beeinflussten Begriff des Essays als künstlerischen und philosophischen, kurz literarischen Versuch. Wenn man will, kann man hier eine Auseinanderentwicklung des Essays und des populären Sachbuchs aus einer gemeinsamen Wurzel, dem populären Essay, vermuten. Innerhalb solcher Familienähnlichkeit werden die heutigen zum Essay nobilitierten Bücher vom Sachbuch streng separiert, so fällt Letzterem gelegentlich die Rolle des schwarzen Schafs der Familie zu.

In Buchform erschienen Essays in Sammelbänden. Allerdings wurden sie auch einzeln publiziert. Zum Beispiel in der von Hans Landsberg herausgegebenen Reihe *Moderne Essays* (Gose und Tetzlaff, Berlin 1903 ff.). Die Fülle macht es notwendig, sich besonders zu beschränken. Nehmen wir dazu das Verzeichnis des Verlags S. Fischer, das sich im Anhang der Bücher findet. Dort heißt es: »Im gleichen Verlag sind folgende Essaybände erschienen«, und dann folgen Hinweise auf Hermann Bahr, Richard Dehmel und Hugo von Hofmannsthal, auf die kurz näher eingegangen werden soll. Ebenfalls erscheinen bei Fischer Essaybände von dem bereits in dieser Reihe genannten Oskar Bie, *Zwischen den Künsten*, sowie von Rudolf Kassner *Motive* und *Melancholica*. Schließlich Sammlungen von Ellen Key und Alfred Kerr.

Besonders umfangreich ist das Werk von Hermann Bahr. Von ihm erschienen Romane und zahlreiche Theaterstücke. In seinen Essays schreibt er stets populär. Da er flexibel auf alle Zeitströmungen reagierte, begeisterte er sich zugleich für sehr unterschiedliche Autoren. In seinem Band *Inventur* (S. Fischer, Berlin 1912) bezieht er sich einmal auf Houston Stewart Chamberlain, aber dann auch auf den Philosophen Ernst Mach. Das geht nur bei größter Offenheit und äußerster Prinzipienlosigkeit. Er bringt es fertig, einen mit *Der Betrieb* betitelten Essay, der sich der Analyse der modernisierten Großstadt des Handels und Warenverkehrs widmet, mit einem unübersetzten altgriechischen Motto aus der Offenbarung des Johannes zu beginnen. So bleibt der Vorwurf grund- und bodenloser Plauderei auch nicht aus. Über das Büchlein *Bayreuth*, das Hermann Bahr mit seiner Frau, der Sängerin Anna Bahr-Mildenburg veröffentlichte, schrieb Kurt Tucholsky 1913: »über ihnen gemeinsam schwebt segnend der Feuilletonstrich, der sie vom realen Leben trennt.«

Richard Dehmels *Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt*, ebenfalls im S. Fischer Verlag erschienen (1909), enthält ein Sammelsurium unterschiedlichster, zum Teil recht hemdsärmeliger Texte und Dialoge. Besonders schön darin der Text über »Schulbuch und Kinderseele«.

Hugo von Hofmannsthals Essays erscheinen bei Fischer unter dem fast schon poetischen Titel *Die prosaischen Schriften*. Sie werden in drei schmalen Bändchen in den Jahren 1907 (I und II) und 1917 (III) publiziert. Hugo von Hofmannsthal ist in diesen Texten, die sicherlich zu denen gehören, die am weitesten vom Sachbuch entfernt sind, doch zugleich den Problemen der schreibenden Zunft zwischen Dichtertum und Journalismus am nächsten. In dem im ersten Band abgedruckten Vortrag *Der Dichter und diese Zeit* heißt es: »Ich höre manchmal im Gespräch oder in einer Zeitung klagen, dass einzelnes, was des Schilderns wert wäre, von den Dichtern unserer Zeit nicht geschildert werde, z. B. die Inhalte mancher Industrien oder dergleichen. Aber wofern in diesen Betrieben das Leben eine eigene Form annimmt, einen neuen Rhythmus durch ein besonderes Zusammensein oder ein besonderes Isoliertsein der Menschen, wofern in diesen Betrieben die einzelnen Menschen oder viele zugleich in ein besonderes Verhältnis zur Natur treten, besondere Lichter auf sie fallen, die unendliche Symbolhaftigkeit der Materie neue unerwartete Schatten und Scheine auf die Menschen gießt, so werden sich die Dichter auf dies neue Ding, auf dies neue Gewebe von Dingen stürzen, vermöge der tiefen Leidenschaft, die sie treibt, jedes neue Ding dem Ganzen, das sie in sich tragen, einzuordnen, vermöge ihrer unbezähmbaren Leidenschaft, alles was da ist, in ein Verhältnis zu bringen.«

Zum Schluss noch das bei Kurt Wolff in Leipzig 1913 erschienene Bändchen gesammelter Essays von Max Brod mit dem Titel *Über die Schönheit hässlicher Bilder. Ein Vademecum für Romantiker unserer Zeit*. Dieses Buch rühmte Kurt Tucholsky: »Varieté, Kunst, Literatur – das schöne Buch verdient, daß viele sich daran erfreuen.«

26 Rembrandt als Erzieher

Der Historismus der Gründerzeit nach der Reichsgründung von 1871 deutete das Vergangene der deutschen Kunst und das Gegenwärtige der deutschen Politik in schöner Eintracht. Zahlreiche Neugründungen von Kunstzeitschriften wie *Zeitschrift für bildende Kunst* (1866–1932), *Kunst für Alle* (1885–1929), *Pan* (1895–1900), *Jugend* (1896–1940) und der *Kunstwart* (1887–1937) zeigen den großen Bedarf an Erklärungen zur Kunst. Die industrielle Massenproduktion wurde durch zahlreiche technische Erneuerungen und Materialien möglich. Diese Produktion bewirkte damit zugleich den Massenkonsum von Kunst.

Ausdruck des breiten Interesses an der Kunst ist auch Julius Langbehn's Erfolg mit *Rembrandt als Erzieher* (Hirschfeld, Leipzig 1890). Der Titel spielt auf Friedrich Nietzsches *Schopenhauer als Erzieher* an. Langbehn wird als Wortführer der Kritik an dieser Vermassung verstanden. Er greift in seinem Buch die Moderne frontal an. Das Unbehagen an der Modernisierung und Industrialisierung scheint er für breite Schichten zum ersten Mal deutlich ausgesprochen zu haben. Wissenschaft und Rationalität stellt er der Seele entgegen, verkörpert im »Niederdeutschen«, vor allem aber durch Rembrandt. Das Buch konnte also gerade dort erfolgreich sein, wo die Umstellungskosten der Industrialisierung und Modernisierung Deutschlands besonders stark zu spüren waren, im unteren und mittleren Bürgertum.

Julius Langbehn studierte Kunstgeschichte und führte nach seiner Promotion ein unstetes Leben. Sein Nachruhm dauerte bis zum Ende des Nationalsozialismus 1945 an. Das Buch ist ein sehr erfolgreicher Marketingcoup der Leipziger Verlags C.L. Hirschfeld. Zunächst erschien es anonym »Von einem Deutschen«, was Spekulationen über den Verfasser in Gang setzte. Dann kündigte man das Buch, dessen Druckkosten von einem Förderer und Gönner garantiert wurden, scheinheilig mit dem Hinweis an: »Um diesem nationalen Buche einen möglichst großen Leserkreis zu sichern, wurde der Preis auf nur M 2,- festgesetzt.« (Nissen, S. 105) Schließlich war es Langbehn selbst, der, wie sein Verehrer Nissen mitteilte, zielgruppengenaue Werbetexte zu seinem Buch verfasste und zahllose Veränderungen in den Neuauflagen vornahm. Den gegenteiligen Versicherungen Nissens zum Trotz, wurde das Buch von Langbehn dem herrschenden Massengeschmack weiter angepasst. Dazu zählte vor allem der Antisemitismus. (Nissen, S. 108 f.) Der Mangel an Substanz, der dem Buch zum Beispiel von Herman Grimm und Arthur Seemann vorgeworfen wurde, mag paradoxerweise zum ungeheuren Erfolg beigetragen haben. Arthur Seemann reitet unter dem Pseudonym »Nautilus« in seiner Schrift *Billige Weisheit. Antidoton gegen Rembrandt als Erzieher* (Leipzig 1890) eine scharfe Attacke gegen Langbehn. Den Erfolg, der im ersten Jahr gegenüber der bescheidenen Erstauflage von 3.000 Exemplaren zu einer Druckauflage von weiteren 57.000 Exemplaren allein im ersten Jahr führte, hat dies nicht verhindert.

Bei Langbehn werden Seele und Persönlichkeit gegen Wissenschaft ausgespielt. So wünscht sich Langbehn den Professor durch den Künstler abgelöst: »Wie man an der Haltung eines Grashalmes schon die herrschende Windrichtung erkennt, so zeigt sich die geistige Witterungsänderung, welche im heutigen Deutschland stattfindet, unter anderem auch darin, daß der Typus des ›Professors‹ von der deutschen Alltagsbühne sowie aus dem deutschen Alltagsroman verschwindet, um demjenigen des ›Künstlers‹ Platz zu machen.«

Die Industriegesellschaft und die Massen, die die Städte bevölkerten, bedient Langbehn mit seinem Kult der Persönlichkeit. Die Persönlichkeit, die aus sich alles Große schafft, ist das eigentliche Generalthema des Sachbuchs in dieser Zeit und sollte es für lange Zeit bleiben. Dies gilt auch für Herman Grimms Bücher.

Herman Grimms *Das Leben Michelangelos* ist ein immer wieder als Roman bezeichnetes Sachbuch. Je weniger neuere Forschungsergebnisse für die Bewertung dieses Buchs eine Rolle spielen können, desto mehr lassen sich die literarischen Mittel des Autors bewundern. Der bis weit ins 20. Jahrhundert andauernde Erfolg Grimms fußt dabei vor allem darauf, den genialen Künstler in den Mittelpunkt zu stellen, die europäische Kultur als Ganzes im Blick zu behalten und die politische Geschichte Italiens zu berücksichtigen. Dabei bleiben die Werke Michelangelos, wie die Kunstbetrachtung generell, relativ unberücksichtigt. In Hinsicht der technischen Daten, des Zeitpunkts eines Aufenthalts, des Arbeitsaufkommens, der Briefwechsel mit den politischen Größen erfahren seine Leser alles. (Schlink, 2001) Hier sind noch deutlich die Züge einer Wissenschaftsauffassung des 19. Jahrhunderts erkennbar, in der jede Äußerung einer bedeutenden Persönlichkeit bedeutend ist.

Ganz anders jedoch als Langbehn ist Herman Grimm neueren technischen Entwicklungen, wie dem Einsatz des Skioptikons, einer Projektionsvorrichtung für Vorlesungen, höchst aufgeschlossen. Als Sohn Wilhelm Grimms eigentlich privilegiert tat er sich beruflich schwer bis er schließlich in Berlin Neue Kunstgeschichte lehrte. Durch seinen besonders weit ausholenden Schreibstil blieb Herman Grimm populär. Seine Bücher wurden später vor allem, wie auch Langbehns Rembrandt, vom neuen und alten Mittelstand, von unselbstständigen Kaufleuten, kleinen Beamten und vor allem Lehrern gekauft.

27 Geschichte der Malerei

Fragt man Kunsthistoriker nach einem Popularisierer der Kunstgeschichte um 1900, so hört man häufig den Namen Richard Muther. Gilt er doch als Schriftsteller, in dessen Werk unbekümmerte und nahezu volkstümliche Anschaulichkeit von sachlicher Wissenschaftlichkeit noch ungeschieden ist. Im Zuge der fortschreitenden Verwissenschaftlichung der Kulturwissenschaften blieb Muther dann als Kunstjournalist, der unpräzise, vor allem aber delikate und schwülstig geschrieben habe, auf der Strecke. Denn die Auseinandersetzungen darüber, wie die Kunstgeschichte sich als ernst zu nehmende Wissenschaft etablieren könne, führten zu heftigen Kämpfen, Verunglimpfungen und rhetorischen Schlachten. Die

vorgetragene Sorge um das Werk der Kunst kaschiert darin oft genug die ökonomischen Verwertungsinteressen akkumulierten Wissens. In Verbindung mit akademischer und öffentlicher Anerkennung, galt es, das neu gewonnen Terrain zu sichern. So erstaunt es nicht, dass die Urteile über Muther bis heute lediglich wiederholt und kaum an seinen Publikationen überprüft werden.

Genau im Jahr 1900 erschien von Richard Muther der letzte Band seiner auf fünf Einzelbände angelegten *Geschichte der Malerei* in der Sammlung Göschen. Das Reihenkonzept der *Sammlung Göschen* war für die Autoren ein Prokrustesbett, das ihnen jede erzählerische und abschweifende Erläuterung streng untersagte. So blieb ein von Muther bereits konzipiertes größeres Werk über die Malerei zunächst liegen. Muther schreibt im Rückblick: »[A]ls die Bändchen gedruckt waren, fand ich, daß ich mich mehr verausgabt hatte, als im Interesse des größeren Buchs gut war. Das Resumé war gegeben, und was ich nicht publiziert hatte, kam mir belanglos vor neben dem Extrakt, den Göschen erhalten hatte.« Dann veröffentlicht Muther 1909 doch noch eine neue *Geschichte der Malerei* im Verlag von Neufeld & Henius. Diesmal sind es drei große und schwere, mit vielen kleinen Abbildungen der besprochenen Werke ausgestattete Bände.

»Die Kunstgeschichte steht nun zurzeit an einem Wendepunkt. Denn das, was früher so hieß, war eigentlich Künstlergeschichte. Man erzählte die Biographien der Meister, reihte ihre Werke aneinander, bedachte jeden einzelnen mit einer mehr oder weniger zutreffenden Charakteristik. Doch von dem, was der Ausgangspunkt aller kunstgeschichtlichen Betrachtungen sein sollte, war nur selten die Rede: ich meine von den großen Stilwandlungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte vollziehen.« Wenn er aber so vorginge, so Muther weiter, wäre nicht das entstanden, was man im landläufigen Sinne unter einer Geschichte der Malerei erwartet. Daher gibt er in abgesonderten Kapiteln Auskunft über die Stilwandlungen der besprochenen Kunstepoche im Kontext der Kulturgeschichte und behält ansonsten die Kunstgeschichte am Leitfaden der Künstlerbiografie bei. Jedoch, auch von publizistischer Seite her wird das Geschäft der Kunstgeschichte nicht einfacher. Muther schreibt: »Die Leichtigkeit in der Handhabung der Sprache befähigt auch solche über Kunst zu schreiben, hinter deren wohlgefügtten Sätzen oft nur sehr spärliches Wissen steckt. Man schwärmt ins Blaue hinein, speist den Leser mit ästhetischer und philosophischer Schlagsahne ab, statt Dolmetsch der Gedanken zu sein, die der Künstler ausdrücken wollte. Wer in ernster Lebensarbeit mit den Dingen vertraut geworden ist, wird also das Bedürfnis haben, hier eine Scheidewand aufzustellen, und nötigenfalls lieber trocken erscheinen, als unsachlich werden.«

Richard Muther befindet sich zwischen den Polen einer auf Hochtouren laufenden Kulturindustrie und den Ansprüchen einer Verwissenschaftlichung seines Fachs. Für die Entwicklung der Kunstgeschichte als anerkannte Wissenschaft führte Heinrich Wölfflin das Schlagwort einer Kunstgeschichte ohne Namen ein. In seinem Werk *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe* (Bruckmann, München 1915) legt er die Grundlagen zu einer Form- und Stilgeschichte, die unter Vernachlässigung der Künstlerpersönlichkeit allgemeine Prinzipien einführt, die ästhetische Urteile begründen helfen. Mit Richard Muther stehen wir also an der Schwelle vom Sach- zum Fachbuch, die Muther selbst nicht überschreiten mag: »Wenn man sich ganz auf die Analyse formaler Dinge beschränken wollte, so würde das obendrein zu trostloser Öde führen. Denn was auf diese Weise gegeben werden kann, ist doch nur ein umgedrehtes Kochbuch. Das heißt: Ein Kochbuch sagt, was für Ingredienzien verwendet werden müssen, damit sich eine Speise ergibt. Hier ist die Speise vorhanden, und es wird auseinandergesetzt, aus welchen Ingredienzien sie besteht. Eine lehrreiche Sache, die aber doch zu steril ist, um das Lebensblut für eine Wissenschaft abzugeben. Ich danke für den Sekt, der mich nur zu Betrachtungen über seine Herstellungsart anregt. Und ich verzichte auch gern auf jeglichen Kunstgenuß, wenn er nichts anderes sein soll als ein Nachdenken über konvergierende und divergierende Linien.« Die Entscheidung Richard Muthers wird deutlich als Absage an die aktuelle Entwicklung formuliert. Um das Maß voll zu machen, wird kolportiert, dass Muther im Hörsaal die Rührung über Künstler und Kunstwerke Tränen in Augen trieb. Angesichts der Bemühungen der Zunftgenossen, die Kunstgeschichte als Wissenschaft zu etablieren und auf das Niveau der leidenschaftslosen Tätigkeit eines Chemielaboranten zu bringen suchten, eine Entgleisung, die Richard Muther bis heute als sentimentalen Kunstbetrachter disqualifiziert.

28

Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst

Im Jahr 1904 veröffentlichte Julius Meier-Graefe das Buch *Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst. Vergleichende Betrachtung der bildenden Künste, als Beitrag zu einer neuen Ästhetik* im Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart. Völlig neu überarbeitet brachte er dieses Buch dann 1914 in zwei Bänden bei Reinhard Piper heraus. Der Haupttitel blieb, der Untertitel entfiel ersatzlos. Der dritte Band konnte erst 1924 erscheinen. Bei Piper werden zwei Neuauflagen, 1966 und 1987, publiziert. Wer ist Julius Meier-Graefe? Ein Kunsthistoriker, wird man auf Anhieb vermuten. Aber er ist auch Essayist, Dramatiker und Erzähler. Ein Essayist ist

er durch die selbstbewusste Subjektivität seiner Kunsturteile. Dramatiker ist er durch nahezu szenisch-phantasiierte Passagen. Und der Erzähler macht ihn zu einem bedeutenden Sachbuchautor. All dies zeigt eine Passage über den wunderbar gewordenen, im Judenviertel von Amsterdam hausenden Rembrandt. Rembrandt ist einer der ersten Künstler, die sich vom bloßen Kunsthandwerk emanzipierten.

»Rembrandt sieht man mit einem Glasscherben in der Hand, in den er hineinblickt, um sein Gesicht zu studieren. Ein halbdunkles liederliches Gemach, zerbrochene Fensterscheiben, geborstene Möbel. Auf einem Kasten zwischen Farben und zerkauten Pinseln liegt, wie ein gestohlenen Gut, ein Kranz von Perlen. Den versteckt er, sobald einer hereinkommt. Er kann stundenlang so sitzen und starren, ohne eine Miene zu verziehen. Judengöhren grölen vor den Fenstern. Die Leute zeigen ihn sich wie eine Sehenswürdigkeit des Viertels. Er sitzt und starrt in den Scherben. Dann geht er an die Staffelei in der Ecke und malt eine Heiligenlegende.« (S. 87, Ausgabe 1966)

Der Anspruch, der alles dies, Schriftstellerei und Analyse, Essayistik und Theorie, in sich vereinigt, wird in einem Bekenntnis aus dem Tagebuch formuliert, dem wir in ähnlicher Form schon bei Oskar Bie begegneten: »Einer Sache wie der Kunst, bei der alles auf Gestaltung ankommt, ohne gestaltende Kraft nahe zu kommen suchen, ist infam.« (S. 22, Einleitung, 1966) Meier-Graefe gibt über seine Vorgehensweise Rechenschaft. Trotzdem war er zeit seines Lebens ein von der deutschen kunsthistorischen Zunft massiv bekämpfter Kunsthistoriker. Die Bedeutung der französischen Kunst des 19. Jahrhunderts für die Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst war von niemandem zuvor mit solcher Kompetenz geschrieben worden. Die Angriffe Meier-Graefes auf den vom Bürgertum überaus geschätzten Arnold Böcklin verursachten in Deutschland weiteren Verdross. Man schloss aus beidem, dass Meier-Graefe der deutschen Kunst (oder das, was man dafür hielt) prinzipiell feindlich gesinnt sei. Das zehnte und letzte Kapitel bringt Munchs Holzschnitt *Der Schrei*. Seine erste Veröffentlichung widmete Julius Meier-Graefe Edvard Munch, dessen Ausstellung im Verein der Berliner Künstler vom allmächtigen Anton von Werner nach sieben Tagen geschlossen wurde. Zugleich aber veranstaltete er mit Hugo von Tschudi im Jahre 1906 die Jahrtausendausstellung der Nationalgalerie, in der eben jener Anton von Werner, der Vertreter eines ebenso massenmedialen wie herrschaftsgläubigen Bilderdienste, mittels großformatiger Historienschinen gebührend gewürdigt wird.

Es gibt viele starke Kapitel. Im bewundernswürdigen letzten Kapitel mit dem Titel »Moral« schreibt Meier-Graefe nahezu im Stil eines Wilhelm Bölsche, des Popularisierers der Naturwissenschaften: »Ich höre dich, lieber Leser. Du möchtest wissen, an was du dich halten kannst,

willst diese Strapaze nicht umsonst getragen haben, verlangst in drei Worten das Resultat. Denn du hast heute noch anderes zu tun, bist sparsam mit deinen Kräften und liebst das Kino. Womöglich hast du überhaupt diesen Band noch gar nicht angefangen und ebensowenig die beiden ersten, die seit zehn Jahren deinen Bücherschrank schmücken. Denn nur die Moral geht dich an. Diese wirst du, so wie sie fällt, annehmen. Schließe ich auf Baisse, bist du gern bereit, deinen Schmerz in den meinen zu gießen und, mit mir vereint, den Verlust des Abendlandes zu betrauern. Denn die Tränen sitzen dir lose. Schließe ich auf Hausse, wirst auch du dich der lächelnden Hoffnung nicht verschließen. Denn das Lachen fällt dir leichter.« (S. 722) Julius Meier-Graefe mochte sich die Hausse der klassischen Moderne eines Klee und des Expressionismus nicht vorstellen, die bis über das Jahr 2000 hinausreichte – aber auch nicht weiter, denn in den Auktionshäusern wird sie im Gesamtvolumen der Verkaufserlöse gerade von unserer zeitgenössischen Kunst abgelöst.

29 Expressionismus

Eine der wichtigsten Veröffentlichungen des Expressionismus war das Buch *Der blaue Reiter* (Piper, München 1912). Die Kunst der Moderne wird hier in der Form eines Almanachs präsentiert. Die Herausgeber, Wassily Kandinsky und Franz Marc, haben sich mit diesem Projekt in die vorderste Linie der Moderne katapultiert und sich zugleich die verächtlichsten Kommentare ihrer Zeitgenossen eingetragen.

So nennt Anton von Werner das Buch »ein interessantes Objekt für eine psychiatrische Studie« (*Erlebnisse und Eindrücke*. Mittler und Sohn, Berlin 1913, S. 521). Von Werners bekanntestes Bild ist *Die Proklamation des Deutschen Kaiserreichs* im Spiegelsaal zu Versailles am 18. Januar 1871. Der Künstler wurde auf Einladung des Kronprinzen Augenzeuge der Reichsgründung. Moderne und Historienmalerei sind weit voneinander entfernt. So beschränkt sich Anton von Werners Erinnerungsbuch *Erlebnisse und Eindrücke* auf den Zeitraum von 1870 bis 1890, in dem seine Anerkennung als Künstler und sein Einfluss auf die Einkaufspolitik der Nationalgalerie und des Kaiserhauses unbestritten waren. Kaiser Wilhelm I. selbst nannte Anton von Werner einmal »vollständig militärfromm« (S. 357).

Auf der anderen Seite steht Hermann Bahr, der geschickt eine dialektische Argumentationsfigur zur Rechtfertigung der Malerei des Expressionismus verwendet, die im ganzen 20. Jahrhundert wiederholt wird: »Daß der Expressionismus zunächst mitunter ziemlich ungebärdig, ja berserkerhaft verfahren muß, entschuldigt der Zustand, den er vorfindet.

Es ist ja wirklich fast der Zustand des Urmenschen. Die Leute wissen gar nicht, wie recht sie haben, wenn sie zu spotten meinen, dass diese Bilder ›wie von Wilden‹ gemalt sind. Die bürgerliche Herrschaft hat aus uns Wilde gemacht.« (*Expressionismus*. Delphin-Verlag, München 1916, S. 127 f.)

Sachbücher sind Bücher, die dem Publikum schwer zugängliche Themen und Sachen erschließen. Diese Unzugänglichkeit kann sich aus verschiedenen Gründen ergeben, aus Gründen unverständlicher Forschung, fremder Sprachen oder der schlichten Unverständlichkeit moderner Kunst. Ein bedeutender Beitrag war in dieser Hinsicht schon Meier-Graefes Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst. So sucht Hermann Bahr den Einstieg in seinen Erklärungsversuch des Expressionismus über die Fiktion eines Vortrags, den er in Danzig halten solle und der ihm zahlreiche Gelegenheiten bietet, aus der Perspektive des von der modernen Kunst überforderten Laien zu schreiben. »Was ihm gefällt, hält er für unkünstlerisch, schon weil es ihm gefällt, und er wird also um keinen Preis eingestehen, dass es ihm gefällt.« (S. 25) Bahr bezieht sich auf Alois Riegl, der die Idee des Verfalls der Kultur in Zweifel zog, und den Naturforscher Johannes Müller, der im Anschluss an Goethe das Sehen als Hervorbringung des Auges begriff. Ausführlicher noch zieht Bahr Goethe und Houston Stewart Chamberlain heran und versucht so den Expressionismus geistesgeschichtlich einzuordnen und zu rechtfertigen. Dabei nimmt er den Ausgang beim Impressionismus, der die bloße Erscheinung ohne Hinzufügung durch bewusstes Sehen abzubilden suche. »Der Impressionist lässt den Anteil des Menschen an der Erscheinung weg, aus Angst, sie zu fälschen. Jeder aufmerksame Blick ›theoretisiert‹ ja schon, er enthält nicht mehr bloß den reinen Reiz« (S. 68). Hermann Bahrs Buch beschäftigt sich allerdings auf seinen 170 Seiten an keiner Stelle mit den Werken des Expressionismus. Auch wird im Text auf die eingestreuten 19 Bildtafeln keinerlei Bezug genommen. Das sieht ihm sogar Meier-Graefe nach, da Bahr damit indirekt eine deutsche Alchemie, eine irrationale Seite im Expressionismus offenbart. »Im übrigen aber behütet Deutschland noch manche schauerliche Tiefe. Der moderne Geist des Landes begnügt sich mit einer Änderung der Terminologie und überläßt die dunklen Mächte, aus denen sich einst Böcklin und Wagner und andere Zauberer speisten, ihrem Schicksal. [...] Es ist die Frage, ob wir, wenn sich solche Anschauung verallgemeinerte, nicht vom Regen in die Traufe kämen. [...] Diese Metaphysik gehört in Deutschland zum alten Eisen und hat nur noch malerische Bedeutung.« (S. 702) Damit ist von Meier-Graefe der irrationale Kern, aus dem sich die klassische Moderne speist, klar erkannt und von Hermann Bahr durch Rückbezug auf irrationalistische Literatur der Romantik belegt. Zugleich wird bei Bahr – der die Literatur seiner Zeit als »Nervenkunst« bezeichnete – der Expressionismus als Protest gegen die technisierte und öko-

nomisierte, daher seelenlose Welt verstanden: »Alles, was wir erleben, ist nur dieser ungeheure Kampf um den Menschen, Kampf der Seele mit der Maschine. Wir leben ja nicht mehr, wir werden nur noch gelebt. Wir haben keine Freiheit mehr, wir dürfen uns nicht mehr entscheiden, wir sind dahin, der Mensch ist entseelt, die Natur entmenschet. / Da schreit die Not jetzt auf: der Mensch schreit nach seiner Seele, die ganze Zeit wird ein einziger Notschrei. Auch die Kunst schreit mit, in die tiefe Finsternis hinein, sie schreit um Hilfe, sie schreit nach dem Geist: das ist der Expressionismus.« (122 f.)

30 Durch Kunst zum Leben

Es wäre nicht die abwegigste Vorstellung, dass das Sachbuch in vorgelegerten Literaturformen keimhaft angelegt sei und sich erst später zu dem entwickelt habe, was wir heute Sachbuch nennen. Der Essay wäre so eine Vorform. Nicht anders verhält es sich aber mit dem Ratgeber. Da bildet folgende Passage des Zeichenlehrers Lothar von Kunowski ein gutes Beispiel: »Du, der du dich über mein Buch beugst und liest, bist einer Meinung mit mir und eine Stunde später wirst du im Kaffeehaus schwatzen über die Erbärmlichkeit der deutschen Gesellschaft. Ich rede aber nicht von den anderen Menschen, sondern von dir persönlich. [...] Du sollst wissen, dass ich mehr als ein Verwundeter bin, ich besitze einen Schatz, einen Reichtum, eine Stärke, eine Überfülle, die mich beschwert. Du persönlich bist der Mann, der den Quell hervorlocken soll [...]. Ihr Ärzte, ihr Richter, ihr Künstler, hört auf, in Wunden und Eiterbeulen zu wühlen, helft den Starken zum Leben, dann habt ihr den Schwachen geholfen«. (S. 174, Bd. I) Dieses Buch aus dem Zyklus *Durch Kunst zum Leben* (Eugen Diederichs, Leipzig 1900 ff.) ist zweifellos nicht das, was man im landläufigen Sinne einen Ratgeber nennt, und doch ist es ein Buch, das sich an alle wendet und – auch diese Unbescheidenheit bleibt typisch für psychologische Ratgeber – allen helfen kann. Kurioserweise veröffentlichte Kunowski zunächst Band VI seines Werks unter dem Titel *Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens*, dann folgen *Ein Volk von Genies* und *Schöpferische Kunst* als Band I und II und *Rhythmus und Bilderbogen* als Band VII einer auf insgesamt neun Bände angelegten Reihe. Das Presseecho auf den zuerst publizierten Band war überwältigend. Oskar Bie schrieb in einer Besprechung für die *Neue deutsche Rundschau* über Lothar von Kunowski: »Sein Buch ist ein Dokument seines Wesens, das Kunstwerk einer Lehre, das Wissen einer Kunst. [...] Eine Tiefe des Erlebens leuchtet hervor, wie sie tiefer auch bei den heftigsten Individualisten nicht anzutreffen ist.« Von der

Kunst geht alle Erlösung aus, darin scheint man sich einig, denn Kunst ist das Schöpferische.

Von einem streng gegliederten Lehrwerk mit Fußnoten und Register kann diese Idee nicht überzeugend dargestellt werden. Daher liegt im Chaotischen, wild Wuchernden, Sprunghaften und Exaltierten des Buchs immer zugleich auch eine Überwältigung des Lesers. Dass diese Triebfeder zwar zunächst kraftvoll die ersten Bände herausschnellen lässt, dann aber verausgabt ist und die Bände III–V und VIII und IX nicht erscheinen, lässt auf eine gewisse dem Rausch folgende verkaterte Stimmung schließen.

Die Kunst übernimmt in dieser Zeit, so Max Weber in seinen Aufsätzen zur Religionssoziologie, die Funktion einer »innerweltlichen Erlösung: vom Alltag und, vor allem, auch von dem zunehmenden Druck des theoretischen und praktischen Rationalismus.« (S. 555) Diese Erlösung vom Alltag macht folgende rührend komische Bemerkung Kunowskis deutlich: »Der Besitzer des Telefons oder eines Telegraphen wird zum sinnlosen Schwätzer werden, wenn nicht die kunstvolle Gestalt dieser Apparate oder ihrer Umgebung ihn zwingen, ihnen nur würdige Dinge anzuvertrauen.« (I, S. 34) Die Aufwertung des Ästhetischen findet seine Begründung darin, dass die Kunst uns und unseren Alltag verwandelt. Kunowski distanziert sich von Nietzsches ästhetischem Individualismus und behauptet dagegen enthusiastisch, dass die Deutschen ein Volk von Genies werden müssen. »Das maßloseste aller Völker sind die Deutschen. Als Denker und Dichter erreichten sie den Höhepunkt der Weltflucht, als Krieger, Fabrikanten und Kaufleute übertreffen sie plötzlich alle anderen an Weltlichkeit.« (I, S. 1) Daher wird in der Ästhetisierung weltlicher Alltagskultur das Heil gesehen, die »Kunstlehre wird eine neue Lebenslehre« (I, S. 5), oder noch verkürzter, die Welt wird hier nach dem Vorbild eines akademischen Zeichenlehrgangs oder, in moderner Terminologie, eines Kreativworkshops umgestaltet.

Dieser Auffassung entspringen nicht nur zahlreiche historische Fassaden der Innenstädte, sondern auch einige der schönsten Buchreihen. So zum Beispiel die von Martin Buber herausgegebene Reihe *Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien* (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt). Einband und Vorsatz wurden von keinem Geringeren als Peter Behrens gestaltet. Die Initialen zeichnete Hermann Kirchmayr. Dass diese eher wissenschaftlich unvertitelte Reihe mit dem Buchschmuck des führenden Industriedesigners ausgestattet wurde, zeigt auch, dass hier Anspruch und Popularität zusammengeführt werden sollten. Da ist es eine schöne Pointe, dass in dieser Reihe als XX. Band von Oskar Bie *Das Kunstgewerbe* erschien.

31 Der Wille zur Macht

Wurzelbehandlungen sind immer unangenehm. Dies gilt auch für die Wurzeln des populären Sachbuchs. Der zuletzt besprochene Lothar von Kunowski und sein Stil machen es notwendig, auch über die Voraussetzungen des Sachbuchs hinsichtlich des Stils nachzudenken. Ohne Nietzsches Stil ist die Sachprosa der Zeit nach 1900 undenkbar. Die »Zeit wird mehr durch die Bücher gekennzeichnet, die sie liest, als die sie schreibt«, zu dieser Erkenntnis gelangte der Philosoph Friedrich Paulsen, wenn er glaubte, in seinen Büchern um die Analyse und Kritik populärer Bestseller des Sachbuchs nicht herumzukommen. Auflage ist auch Aufgabe, Aufgabe der Analyse nämlich.

Wenn es Schopenhauer war, der das Schimpfen in die Philosophie eingeführt hat, so war Nietzsche derjenige, der in der philosophischen Literatur mit Übertreibungen auf sich aufmerksam machte. Beides, Tirade und Angeberei, sind seither immer wieder verwendete Mittel der Literatur geblieben. Der Germanist Heinz Schlaffer zeigt in seinem Buch über Nietzsche wie anders der Stil mit Nietzsche wurde, wenn man ihn zum Beispiel dem Essayisten Otto Gildemeister gegenüberstellt. Schlaffer schreibt: »[M]an muß zunächst die Wirkungen der beiden Redeformen, der prosaischen und poetischen, auseinanderhalten, um die Wirkung zu verstehen, die ihre Vermischung auslöst: den Schwindel einer Grenzverletzung, die Erhöhung eines Sachverhalts zum Ausdruck, den Anschein einer größeren Bedeutsamkeit, die intensive Aneignung einer fremden Sprache. Die Poetisierung der philosophischen Prosa gehört zu Nietzsches Kunst der Verführung.« (Schlaffer, 2007, S. 49f) Friedrich Nietzsches Veröffentlichungen heben sich schon durch ihre Titel heraus, und Titel sind fortan einer der Schlüssel zum Erfolg des populären Sachbuchs. Wilhelm Wundt bemerkte zu Nietzsches Titeln: »Die Kunst dieser Namen besteht nicht zum wenigsten darin, dass sie den Inhalt nur leise andeuten oder ihn ganz verbergen, in beiden Fällen aber in dem Leser eine Spannung erwecken, die ihn auf den Inhalt begierig macht.« (S. 119) Mode ist unausgesetzte Erzeugung von Neuigkeiten. Um den Anschein solcher Novitäten müht sich auch Nietzsche in seinen Titeln von *Götzen-dämmerung* bis *Morgenröthe*.

Im Jahre 1901, ein Jahr nach Nietzsches Tod, erscheint erstmals *Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe*. Herausgegeben wurde es von Elisabeth Förster-Nietzsche, der Schwester des Philosophen. 1906 erschien eine erweiterte Fassung mit einer Einleitung von Elisabeth Förster-Nietzsche: »Das vorliegende Werk bietet in seiner jetzigen Gestalt einen nicht unwichtigen Vorthiel: es gewährt in viel höherem Grade als die erste Ausgabe einen Einblick in des Au-

tors Geisteswerkstatt. Wir sehen gleichsam die Gedanken vor unseren Augen entstehen.« (XX f.) Besseres Verständnis – man muss hier unterlassen zu fragen, was eigentlich verstanden wurde – durch den Einblick in die Studierstube wird ergänzt durch die spezifische Form. Über Nietzsche schreibt Theobald Ziegler 1901: »Unsere überhastete Zeit hat zum Durchlesen ernsthafter Bücher keine Zeit und keine Ruhe; da kamen ihr wie gerufen ganze Bände von feinzugespitzter Aphorismen, die man nur aufzuschlagen brauchte, um immer ein Ganzes zu finden, jeden Augenblick in ihnen blättern, sie aber auch jeden Augenblick wieder weglegen zu können. Endlich stand hinter dem allem eine interessante, durch ihr Schicksal geradezu tragische Persönlichkeit.« (S. 647) Und darin ist Nietzsche extrem zeitgemäß, nahezu positivistisch. Nach dem Vorbild der experimentierenden Naturwissenschaftler wie Kraepelin, der mit Psychopharmaka Versuche anstellte, führt er seine Gedanken an sich selbst durch. Er selbst ist das Medium der Erkenntnis und der Freuden. Und eben darin ist Nietzsche, in der Form authentischen Philosophierens, der Autor der Jugend. Im Vergleich zum Aufwand, mit dem Ernst Haeckel bekämpft wurde, schreibt Ferdinand Tönnies einmal: »Nietzsche ist für die Jugend viel gefährlicher.« (5.11.1900 an Friedrich Paulsen) Der Vorrat an Kennzeichen, die auch für das populäre Sachbuch zutreffen mögen, ist doch erstaunlich. Rekapituliert man sie einmal, gehören seit Nietzsche dazu: Übertreibung, Poetisierung der Sachverhalte, raffinierte Titelei, Verdichtung im Aphorismus oder Häppchenphilosophie, schließlich Kult der Authentizität. Die übersteigerte Kultivierung des subjektiven Kunstgenusses und die Verherrlichung der genialen Künstlerpersönlichkeit werden als Wiederverzauberung einer trist und öde gewordenen Massengesellschaft die bedeutendsten Surrogate religiöser Erlebnisse – bis heute.

32 Philosophia militans

Der an Philosophie interessierte Leser hat es in Deutschland nicht leicht: »Lange hatte sich der deutsche Leser [bei der Lektüre der Philosophen des 19. Jahrhunderts, Anm. d. Verf.] durch harte Worte einschüchtern, durch trüben Tiefsinn imponieren und durch den Vorwurf der Seichtigkeit das, was er verstand, verdächtig machen lassen, endlich fasste er sich doch ein Herz und entschloß sich, nun alles gering zu schätzen, was an jene peinlichen Erinnerungen rührte.« (S. 1) So beschreibt Friedrich Paulsen, wie die ebenso spektakuläre wie spekulative deutsche Philosophie des Idealismus in Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts schließlich in Verruf geriet. Die deutschen Philosophen hatten sich in ihren idealistischen Systemen verloren, so war den Lesern schließlich

alle Philosophie einerlei geworden. Von diesem grandiosen Scheitern erholte sich die deutsche Universitätsphilosophie nie wieder, zumal nun äußere Gründe die Entwicklung unumkehrbar machten: Es begann der Siegeszug der Naturwissenschaften, der Sozialismus betrat die politische Bühne, der politisierte Katholizismus und der nietzscheanische Individualismus erhielten große Aufmerksamkeit. Schließlich wurden Lehrstühle, die bislang von Philosophen besetzt waren, von neuen Fachbereichen, wie der Psychologie, übernommen. Der Kampf um Aufmerksamkeit stellte nun auch neue Anforderungen an die Darstellung des philosophischen Wissens. Nochmals Friedrich Paulsen: »Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts war populärwissenschaftliche Schriftstellerei in den akademischen Kreisen Deutschlands (im Gegensatz zur Schätzung in Frankreich und England) wenig geachtet, ja, sie galt vielfach als eines Hochschullehrers nicht recht würdig. Jetzt gehört es fast zum Begriff der akademischen Wirksamkeit und ist für einen Universitätslehrer nahezu selbstverständlich, dass er seine Ergebnisse über den engen Kreis der eigentlichen Fachgenossen hinaus einem weiteren Publikum zugänglich macht. Die weitere Ausbreitung der höheren Schulen, besonders auch die steigende Bildung der Frauen, erweckte hier das Bedürfnis, an der wissenschaftlichen Entwicklung teilzunehmen, über ihre Ziele und Ergebnisse unterrichtet zu sein. Der Buchhandel, der mit dem allgemein geschäftlichen Aufschwung Deutschlands in jeder Weise Schritt hielt, kam diesem Bedürfnis entgegen und vermehrte für den Spezialisten die Gelegenheit, die Ergebnisse der Fachforschung weiteren Kreisen mitzuteilen.« (Paulsen, II, 699)

Durch zahlreiche neue Teilnehmer auf dem Markt der Sinngebung war die Zeit der Alleinstellung von Philosophie und Religion vorbei, vor allem in der Form ihrer Verwaltung durch staatlich bestellte Beamten. Deutsche Philosophie, bislang geradezu *res extra commercium*, eine verkehrsunfähige, nicht verhandelbare Sache, wird nun Gegenstand der öffentlichen Auseinandersetzung. So veröffentlicht Friedrich Paulsen 1900 das Buch *Philosophia militans. Gegen Klerikalismus und Naturalismus* (Verlag von Reuther & Reichard). Hier handelt es sich ursprünglich um Rezensionen, die sich in die Auseinandersetzungen um Ernst Haeckels *Welträtsel* und die Rolle des Katholizismus in Deutschland mischen. Der Markt signalisiert Nachfrage. An Ferdinand Tönnies schreibt Paulsen im Oktober 1900: »Ich habe übrigens vor, den Aufsatz [über Ernst Haeckel als Philosoph, Anm. d. Verf.] mit ein paar anderen zusammen wieder abdrucken zu lassen; ich wurde immer wieder darnach gefragt.« Der Katholizismus der Zeit vor 1900, denn der ist mit Klerikalismus vor allem gemeint, machte in Europa politisch eine brisante Phase durch. Der Katholizismus wurde durch unannehmbare Dogmen (unbefleckte Empfängnis Mariens von 1854, Unfehlbarkeitsdogma von 1870), die be-

wusste Ächtung moderner Errungenschaften (Syllabus von 1864 und 1907), seinen Schwerpunkt auf Internationalität gegenüber Nationalität (Ultramontanismus), seine extremen Bildungsdefizite in katholisch geprägten Gebieten Deutschlands und schließlich durch die Herausbildung der Sozialfigur des »Hetzkaplans« zu einer innerstaatlichen Opposition. Die Entwicklung mündet in Frankreich 1905 in eine vollständige Trennung von Kirche und Staat, und in Deutschland formiert sich mit dem Zentrum eine Partei, die die Interessen katholisch geprägter Gebiete kanalisiert.

Friedrich Paulsens Buch ist nicht zufällig mit dem Löwenzahn verziert, dessen Name sich auf die tief eingeschnittenen, gezähnten Blätter bezieht. In der christlichen Ikonographie ist der Löwenzahn auch ein Symbol der Ausbreitung der katholischen Kirche, hier sind es sicher Klerikalismus und Naturalismus, die sich als so leicht wie Pustebumen erweisen, Blumen also, die es in gewisser Weise hinter sich haben.

33 Einleitung in die Philosophie

Friedrich Paulsens Buch *Einleitung in Philosophie* (Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart 1892) erlebte bis weit in die Weimarer Zeit über vierzig Auflagen. Im Vorwort zur ersten Auflage schreibt Paulsen: »Nicht eine neue Philosophie ist es, was hier dem Leser geboten wird, sondern eben das, was der Titel ankündigt: eine Einführung in die Philosophie. [...] Eine solche Anleitung könnte die Form eines historischen Berichts haben. Sie kann aber auch die Form einer Diskussion dieser Fragen und Gedanken haben. Ich habe die letztere Form gewählt, oder vielmehr nicht gewählt, sie hat sich mir als die allein mögliche von selbst ergeben. Nur wer zu den philosophischen Problemen und ihren Lösungen selbständig Stellung genommen hat, kann sie anderen darlegen; und wieder, wie könnte er es tun, ohne seine Ansicht und sein Urteil in die Darstellung einfließen zu lassen? [...] Und so wird er also doch eine Philosophie in diesen Blättern finden.«

Der Erfolg dieses Buchs ist aber mit Sicherheit nicht allein darauf zurückzuführen, dass Paulsen hier einen Standpunkt einnimmt, den er »idealistischen Monismus« nennt. Denn was sein Buch vorbildlich leistet, ist die gediegene Erklärung philosophischer Standpunkte. Dadurch, dass der historische Teil gegenüber der Darstellung der Gegenstände der Philosophie (Metaphysik, Gott und Erkenntnis) zurücktritt, gibt es natürlich keinerlei erzählerische oder auch nur anekdotische Abschnitte. Bedeutsam ist aber immerhin, dass Paulsen von einer »Diskussion« der philosophischen Standpunkte spricht. Er fällt hier und auch sonst

stilistisch aus dem Rahmen, insofern bei seinen Kollegen stets um die höchsten Dinge wie unter Einsatz des eigenen Lebens »gerungen« wird. Diese eher gedämpften Töne haben sicher in den wieder sachlicher gewordenen Zeiten der Weimarer Republik dafür gesorgt, dass seine Einleitung viele Leser fand.

Paulsen wendet in seinem Buch, auch dies wird zu seinem Erfolg beigetragen haben, bewährte didaktische Methoden wie Gedankenexperimente und historische Rückbezüge an, die schwierige Sachverhalte gut erklären. Auch vereinheitlicht er philosophische Standpunkte und Systeme, die in der Fachliteratur streng geschieden dargestellt werden. Schließlich scheut er sich nicht, ausführlich auf verbreitete philosophische Standpunkte einzugehen, die er für bloß populär und wenig philosophisch hält. Paulsen zeigt eine Bereitschaft zur Auseinandersetzung, die ihn bis heute vom Gros der deutschen Universitätsphilosophie unterscheidet.

Wie in seiner zuletzt besprochenen Streitschrift bewegt sich Paulsen zwischen der religiösen Weltanschauung der Kirchen und der mechanischen Naturerklärung der Darwinisten. Letztere hat sich im Grunde durchgesetzt. Der Streit geht im Kern um die Unterscheidung von Erkennen und Empfinden, um die Bestimmung der Seele. Für Paulsen und Wilhelm Wundt bleibt die Seele Bewusstsein, was einen psychophysischen Parallelismus notwendig macht. Ernst Haeckel dagegen bestimmt die Seele durch Bewusstseinsstufen, zu denen das Unbewusste gehört. Unübersehbar war die Machtstellung des 1906 von Ernst Haeckel gegründeten Monistenbunds. In wechselnden Koalitionen verbanden, spalteten und bekämpften sich alle Gruppierungen und ließen ein selbst für Zeitgenossen kaum zu entwirrendes Geflecht von Organisationen entstehen, deren quasireligiöse Funktion beabsichtigt war. Mit dieser Entwicklung entsteht eine Flut neuer Ismen, die zum Teil nur auf einem sehr schmalen Konsens beruhten. Diese wiederum förderten Fragen der Rubrizierung in Schulen und Richtungen, deren Wertung in der Regel außerphilosophischen Kriterien folgte. Die Unübersichtlichkeit der Lage macht 1914 gar ein Handbuch der freigeistigen Bewegung notwendig, in der die Dachorganisation die Mitgliederzahl der angegliederten Vereine auf über 100.000 schätzt. Ein *Aufruf zu Gründung einer Gesellschaft für positivistische Philosophie* wird von Freud, Einstein und Mach unterzeichnet. Die Unterschriften deutscher Philosophieprofessoren fehlen; dem Positivismus als Weltanschauung setzen sie mit Rudolf Eucken einen hochpopulären deutschen Vorzeigephilosophen entgegen.

34

Der Sinn und Wert des Lebens

Philosophische Sachbücher haben, selbst wenn es sich um biografische Darstellungen der Philosophen handelt, keinerlei erzählerischen Charakter. Sind doch in dem hier besprochenen Zeitraum die neukantischen Schulen davon überzeugt, dass Philosophie allein als Erkenntnislehre zu betreiben sei. Davon zu unterscheiden sind die Auffassungen von der Philosophie als einer »Kunst der Geistesführung«, deren Erfolg sich daran bemisst, inwiefern es gelingt, eine geschlossene Weltanschauung hervorzubringen, in der die Ansprüche des Verstands ebenso wie des Gemüts befriedigt werden. In diesem Sinne arbeitete Rudolf Eucken gezielt an der Popularisierung seines philosophischen Standpunkts.

Ein Mittel der Popularisierung des eigenen Standpunkts ist eine ebenso knappe wie stichhaltige Darstellung unter einem möglichst vielversprechenden Titel. 1907 erscheint von Rudolf Eucken das Buch *Der Sinn und Wert des Lebens* (Quelle & Meyer, Leipzig). »So steht der moderne Mensch in unsicherem Schwanken zwischen zwei Lebensformen« lautet die Quintessenz des Bandes auf Seite 150. Wie zuvor Paulsen macht auch Eucken vor allem zwei sich bekämpfende Blöcke aus: »Jener Gegensatz kommt besonders zum Ausdruck im Zusammenstoß einer religiösen und einer naturwissenschaftlichen Lebensgestaltung und Weltanschauung. Das Wirken der Religion wird heute gelähmt durch ihre Bindung an eine ältere Form, die dem weltgeschichtlichen Stande des Geisteslebens nicht mehr entspricht.« Warnendes Beispiel für die Erstarrung sei die katholische Kirche. »Wir bedürfen einer gründlichen Auseinandersetzung zwischen dem zeitüberlegenen Wahrheitsgehalt der Religion und dem, was an ihr der bloßen Zeit angehört; diese Auseinandersetzung bedroht aber unvermeidlich den Gehalt und die Kraft der Religion, wenn nicht die Begründung in einem selbständigen Geistesleben ihr eine metaphysische Tiefe und eine sichere Erhebung über alle bloße Kultur verleiht.« (S. 150 f.)

An anderer Stelle schreibt Eucken, der bei all seinen Versuchen der Rettung des Geistes, sehr genau den Prozess der Modernisierung registriert: »[U]nsere Ideale und Wertschätzungen folgen überwiegend der älteren, unsere Interessen und Arbeiten überwiegend der neueren Denkart.« (S. 3) Die neuere Denkart aber sind die Prinzipien und Ergebnisse der Naturwissenschaften: »Die Naturwissenschaften haben sich nicht nur in gewaltigsten Leistungen nach außen erwiesen, sie haben auch das Gewebe des Denkens eigentümlich weitergebildet, sie geben uns neue Durchblicke des Ganzen der Wirklichkeit. [...] Aber dies anerkennen heißt nicht eine naturwissenschaftliche Weltanschauung alles Denken und Leben beherrschen lassen. Dies kann nur geschehen, wenn über-

sehen wird, dass unser erstes Erlebnis nicht die sinnliche Welt um uns, sondern unsere eigne Tätigkeit, unser denkendes Ich nicht bloß, sondern unsere Persönlichkeit und unsere geistige Individualität ist.« (S. 152)

Diese Individualität wird nicht in der Gesellschaft, sondern in Einsamkeit ausgebildet. »Oder soll der Durchschnitt der Meinungen, den das menschliche Zusammenleben zu bilden pflegt, als Wahrheit gelten? Jenes Verfahren des Naturalismus ist nicht nur eine Inkonsequenz des Denkens, sondern es greift zu schwerer Schädigung auch in das Gesamtleben ein.« (S. 29 f.) Man muss sich klarmachen, dass hier mit Rudolf Eucken einer der bedeutendsten, rührigsten und wirksamsten Lebensratgeber Deutschlands spricht, der 1908 den Nobelpreis für Literatur erhält und dem zu Ehren 1920 der Eucken-Bund gegründet wird. Dass man aus diesem Buch aber schon eine Lebenshilfe gewinnen könne, ist sicherlich zu viel gesagt. Denn mit Lebenshilfe sind Utilitarismus, Instrumentalismus, Materialismus und Rationalismus verbunden. Dagegen stand die Persönlichkeitsbildung, in der ein innerster, unveräußerlicher Kern behauptet wurde, dem ein selbstverantwortliches Handeln als Bürger in der Gesellschaft schlicht bedeutungslos sein musste. Dadurch, dass die Ideen eines universellen Menschentums mit der Selbstverwirklichung der Persönlichkeit zusammenfallen, war der Bürger immer schon abgesichert. Die bornierte Verteidigung der gewählten Weltanschauung, möglichst noch mit Luthers »Hier stehe ich und kann nicht anders« untermauert, steht im höheren Ansehen als die öffentliche Austragung von Konflikten. Von Friedrich Paulsens Bereitschaft zum Gespräch zu Rudolf Euckens Vorstellung einer homogenen und gefestigten Weltanschauung macht sich eine deutliche Verschärfung der Konfliktlinien bemerkbar.

35 Die Nationen und ihre Philosophie

»Es ist eine bekannte Erfahrung, daß gebildete Personen, die den Dialekt ihrer Heimat längst abgelegt haben, plötzlich in diesen zurückfallen, sobald sie von einem lebhaften Affekt ergriffen werden. Im Affekt kommt der natürliche Mensch wieder zum Vorschein, den im gewöhnlichen Verkehr die gesellschaftliche Sitte mit einem zur Gewohnheit gewordenen Gewand überkleidet hat, das möglichst uniform für alle ist. Ähnlich wie mit dem einzelnen Menschen verhält es sich mit den Nationen.« (S. 124) So beginnt Wilhelm Wundt das Kapitel *Der Geist der Nationen im Krieg und im Frieden* seines Buchs *Die Nationen und ihre Philosophie* (Kröner, Leipzig 1915). Es erscheint ein Jahr nach Beginn des Ersten Weltkriegs.

Das Buch wird in der Einleitung mit allen professionellen Versicherungen versehen, die den Leser dahin bringen, den überlegenen Stand-

punkt des Autors an keiner Stelle anzuzweifeln. Wie macht man das? Am besten, indem man überindividuell objektivierend in dritter Person von sich selbst spricht und seine Mitteilungen dann mit einem klassischen Zitat verpfropft: »Der Verfasser hat in der folgenden Darstellung nirgends verleugnet, daß er Deutscher ist und von dem Standpunkt deutscher Wissenschaft aus die philosophischen Leistungen anderer Nationen beurteilt. Auch bekennt er, daß ihm die Weltanschauung des deutschen Idealismus als die Philosophie gilt, die sich allem Wandel der Schicksale des einzelnen wie der Völker, und die sich auch diesem Krieg gegenüber als probehaltig erwiesen hat. Gleichwohl darf er versichern, daß diese Schrift sine ira et studio geschrieben ist.« (S.5) Ohne Zorn und Eifer, also überparteilich und gerecht, so will Wundt die nationalen Aspekte der Philosophie darstellen. Das hier zusammengetragene Material kann man getrost als Nachweis darüber auffassen, dass auch der Philosoph im Krieg nicht beiseite stehen musste. Hier werden lehrreiche völkerpsychologische Beobachtungen zu kriegswichtigen Instrumenten umgeschmiedet und zugespitzt. Sie wurde in unserer Zeit unter dem Namen Kulturpsychologie wiederentdeckt.

In der zunehmenden Verwissenschaftlichung der Psychologie war die Annahme einer immateriellen, beharrlichen Seelensubstanz unhaltbar. Daher wurde der Psychologismus, in dem eine transsubjektive Positivität des Geistigen gelehrt wurde und man sich nur noch mit seelischen Funktionen und Bewusstseinsinhalten beschäftigte, von Philosophen wie Rudolf Eucken abgelehnt. Zu den Leipziger Positivisten, die diesen Psychologismus vertraten, gehörte neben Karl Lamprecht auch Wilhelm Wundt. Ihm zufolge wird erst durch die Untersuchung der Kultur, die sich über die von der Geisteswissenschaft zur Verfügung gestellten Methoden erschließt, ein individuelles Bewusstsein erklärbar. Dieses ist Produkt des sozialen und kulturellen Umfeldes, der jeweiligen ›Volksseele‹. Die Erforschung der jeweiligen Volksseelen erfordert eine Völkerpsychologie, die die Ausbildung verschiedener Volksseelen im Zusammenhang der Kulturentwicklung der Menschheit nachzeichnet. Wundt, auch als der Vater der experimentellen Psychologie bekannt, schrieb an einem Werk, das nichts Geringeres als die Sozialpsychologie der Menschheit enthielt. Diese Psychologie der Völker tritt nach Wundts Ansicht offensichtlich besonders stark im Affekt zutage, von dem keiner mächtiger sei als der, den der Krieg hervorruft. Hierzu auf Seite 124: »Erst im Krieg bekommt man zu hören, was die Staatsmänner der sich bekämpfenden Völker wirklich voneinander denken, und die konventionelle Lüge des diplomatischen Verkehrs, die in Friedenszeiten den Kampf der Meinungen mildernd umhüllt, kann sich in die böswillige Lüge umwandeln, die den Kampf der Waffen durch die moralische Verunglimpfung des Gegners zu unterstützen sucht.« Dann ordnet Wundt den einzelnen Nationen ihre

nationalen Kriegslieder zu, den Franzosen die *Marseillaise*, aus der Ehr- und Ruhmsucht, den Engländern *Rule Britannia*, aus der Streben nach Macht und Herrschaft, und den Deutschen *Die Wacht am Rhein*, aus der Festigkeit und Treue abzulesen sei. »Festigkeit und Treue, das sind die Eigenschaften, die dem Deutschen am höchsten stehen, oder, um es in einem einzigen Wort auszudrücken, die Pflicht. Es ist die Pflichttreue, die der Deutsche aus dem friedlichen Beruf hinüberträgt in den Krieg, wo sie ihm zur höchsten aller Pflichten wird, zur Pflicht der Hingabe für das Vaterland.« (S. 127)

Der Krieg, der dafür sorgte, die auf parlamentarischem Wege erstrittenen Reformen zu verweigern, wird nun zum Anlass umgedeutet, zu allererst Reformen auf obrigkeitstaatlichem Wege zu gewähren: »Der größte Ertrag, den uns dieser Krieg als Lohn für die ungeheuren Opfer, die er uns auferlegt, bringen soll, wird aber endlich der weitere Ausbau der im Frieden begonnenen sozialen Reformen sein.« (S. 153)

36 Das Wesen des Christentums

Die Auseinandersetzung um Orthodoxie und Volkstümlichkeit, die sich vielleicht auch als Gegensatz von Fachbuch und Sachbuch fassen lässt, bildet im Christentum geradezu den Motor der Weiterentwicklung: Aus katholischer Erstarrung gehen der Protestantismus, aus protestantischer Orthodoxie der Pietismus, aus dem Widerstand gegen die evangelischen Oberkirchenräte allerhand Abspaltungen hervor. 1900 erschien von dem evangelischen Theologen Adolf von Harnack das aus einer Vorlesungsmitschrift hervorgegangene Buch *Das Wesen des Christentums*. Die vielen Vorläufer dieses Buchs können hier nicht genannt werden. Wie diese war auch von Harnacks Buch ein populäres Werk, das zugleich Mittel und Zweck eines heftig debattierten Christentums war, in der von orthodoxen Kräften die Legitimität eben dieser Popularisierung bestritten wurde. Harnack selbst erläutert: »Im Rahmen einer Vorlesung von wenig Stunden kann freilich überall nur das Wichtigste hervorgehoben werden; aber vielleicht ist es nicht ohne Gewinn, einmal nur die starken Züge und Höhepunkte des Reliefs ins Auge zu fassen und, unter Zurückstellung alles Sekundären, den gewaltigen Stoff in einer Konzentration zu betrachten.« (S. 10) Damit ist auch die spezifische Leistung des populären Sachbuchs wiedergeben: Konzentration auf das Wesentliche. Eine Forderung, die sich nur über weitverzweigte Kenntnisse einerseits und sprachliche Meisterschaft andererseits erfüllen lässt.

Am Schluss seines Werks geht es um die Gefahr der Erstarrung des Protestantismus in bloßem Formalismus. Die Folie, auf der von Harnack

dies verdeutlicht, ist der Katholizismus. Er unterscheidet drei Gefahren: die Gleichgültigkeit der Massen, die die lebendige Religion und zugleich ihre Rückständigkeit bspötteln, die Autoritätsgläubigen, »die eigene Verantwortung los sein wollen und Rückversicherung begehren« und schließlich den Staat, der sich der protestantischen Kirche als Instrument bedient und zu einer »äußeren Anstalt« macht, »in der die Ordnung wichtiger ist als der Geist, die Form wichtiger als die Sache, der Gehorsam wertvoller als die Wahrheit«. (S. 186) Gegen diese Überlagerungen, vermittelnden Institutionen und Instrumentalisierungen setzt von Harnack: »Der Protestantismus – das ist die Lösung – rechnet darauf, daß das Evangelium etwas so Einfaches, Göttliches und darum wahrhaft Menschliches ist, daß es am sichersten erkannt wird, wenn man ihm Freiheit läßt, und daß es auch in den einzelnen Seelen wesentlich dieselben Erfahrungen und Überzeugungen schaffen wird.« (S. 172)

Um sich den Unterschied zwischen deutscher und amerikanischer Wissenschaft um 1900 klarzumachen, werfe man einen Blick in William James *The Varieties of Religious Experience*. Auch dieses Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen und nach Erscheinen der amerikanischen Ausgabe 1901 unter dem Titel *Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit* schnell, allerdings nicht ganz vollständig ins Deutsche übertragen worden. Die vollständige Neuausgabe erschien 1979 unter dem Titel *Die Vielfalt religiöser Erfahrung. Eine Studie über die menschliche Natur* im Olten Verlag. 1997 folgte eine Ausgabe als Insel Taschenbuch mit einem instruktiven Vorwort von Peter Sloterdijk. Der amerikanische Wissenschaftler geht vom individuellen Erfahrungshorizont derjenigen aus, die über religiöse Gefühle und Erfahrungen berichten. Das bedeutet auch, dass er eine Fülle von Berichten und Erzählungen in seine Vorlesungen einfügt und diese dann analysiert. Der deutsche Wissenschaftler dagegen schreibt, auch wenn er populär schreibt, vielleicht sogar gerade weil er populär schreibt, über das Wesen einer Sache. So untertitelt Rudolf Otto sein 1917 erschienenes und auch heute noch lieferbares Buch *Das Heilige* mit dem Zusatz *Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen*. Aus der Idee des Göttlichen wird das Irrationale destilliert. Neben William James, aus dem er zitiert, dient Otto vor allem weltliche und religiöse Literatur als Quelle für religiöse Erfahrungen. Das Buch hat keine Einleitung, nummeriert seine Abschnitte, befließt sich ungewöhnlicher Kommasetzung sowie Schreibung und fährt seine Leser gelegentlich auch unwirsch wie ein Feldwebel an: »Wir fordern auf, sich auf einen Moment starker und möglichst einseitiger religiöser Erregtheit zu besinnen. Wer das nicht kann oder wer solche Momente überhaupt nicht hat, ist gebeten nicht weiter zu lesen. Denn wer sich zwar auf seine Pubertätsgefühle Verdauungsstockungen oder auch Sozialgefühle besinnen kann, auf eigentümlich religiöse Gefühle aber nicht, mit dem ist es schwierig Religionskunde zu treiben.« (S. 8)

37 Das Weltbild der Zukunft

Sachbücher haben für die Autoren, die berechnete Hoffnungen auf eine wissenschaftliche Karriere hegen, nicht selten unangenehme Folgen. So war der Erfolg, den Karl Heim 1904 mit seinem Buch *Das Weltbild der Zukunft. Eine Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie* unter Studenten hatte, so beträchtlich, dass man an der Theologischen Fakultät zu Halle seine Habilitation infrage zu stellen begann. Generell gilt daher, dass die Voraussetzungen in Deutschland für das populäre Sachbuch denkbar schlecht sind. Alle Tugenden des öffentlichen Lebens, wie Teilnahme an Debatten, aktive Meinungsbildung und die Bereitschaft zum Kompromiss bleiben ungeübt und auf Dauer diskreditiert. An Schulen und Universitäten wird weder verständliches Schreiben noch öffentliches Reden eingeübt. Die Themen zu Dissertationen beschränken sich auf neue Felder, so werden der Vergleich, der Austausch und Wettbewerb in akademischen Kreisen aktiv verhindert. Einen öffentlichen Wettstreit von Ideen, ein Bemühen um die Gunst des Publikums lehnt man als unseriös ab.

All diese Kennzeichen treffen auch für den Markt zu. In Deutschland gelingt es nicht wie in England und Amerika, das gewerbliche Bürgertum mit dem scharf abgegrenzten Bildungsbürgertum der Beamten, Lehrer, Pastoren und Professoren zusammenzuschließen. So kommt es, dass unsere Autoren ihre Schriften gar nicht erst als öffentlichen Beitrag verstehen, der sich in irgendeiner Weise als zustimmungspflichtig erweisen würde. Im Rückblick auf Eucken und Wundt wird nochmals deutlich, wie die Zwangsvorstellung einer einheitlichen Weltanschauung vor allem durch die Verweigerung geprägt wird, eine Trennung von Wissen und Glauben zuzulassen.

Das Buch von Karl Heim dagegen ist eines der kleinen Wunder des völlig vergessenen populären Sachbuchs, das die Probleme der Zeit mit erzählerischen Mitteln und auf der Höhe der philosophischen und naturwissenschaftlichen Literatur seiner Zeit zu klären sucht. Auch wenn Karl Heim nicht im Überbietungsstil seiner Zeitgenossen schreibt, hat er doch wie sie das Ziel, eine einheitliche Weltanschauung zu präsentieren.

Auf der Gegenseite jedoch entstand eine Gemengelage von suchender Religiosität, philosophischem Hochmut und politischer Unreife, die, durch den Zusatz der Deutschgläubigkeit, die Vorläufer der faschistischen Ideologie bildete. So erschienen von Arthur Bonus unter dem Obertitel *Die religiöse Krisis* die Einzelveröffentlichungen *Zur Germanisierung des Christentums*, *Religion und Fremdkultur*, *Religiöse Spannungen* und *Vom neuen Mythos* (Diederichs, 1911 f.) und von Houston Stewart Chamberlain der Titel *Arische Weltanschauung* (Bard, 1905). In

seinem fast kindisch einfachen Glauben, über innere Erfahrung einen privilegierten Zugang zur Wahrheit zu besitzen, verquirlt Chamberlain alles, was nicht niet- und nagelfest ist, zu einem trüben Mischmasch, der ihn innerhalb von nur zwei Seiten vom indischen Denken auf inneres Erleben, Jesus, die Upanishaden, Goethe, germanische Poesie, Rassebedingungen, Aristokratie, Mohammed und Darwin schreiben lässt. Ganz zum Schluss seines Buchs kommt er dahin, wo Scharlatanerie regelmäßig endet, den Kundenkreis immer möglichst groß zu halten: »[A]uch in dir sind alle Elemente vereinigt, die zu einer neuen, freien, den früheren Höhepunkten des Menschenlebens vergleichbaren Geistesblüte führen können!« (S. 82)

Alfred Weber, Bruder des berühmteren Max Weber, ließ 1912 bei Diederichs seinen Vortrag *Religion und Kultur* drucken. Eugen Diederichs, der Verleger von Arthur Bonus, hielt es mit durchaus gegensätzlichen Autoren. Vor allem aber erreichte er ein breites Publikum. Alfred Weber schreibt: »Heut steht das reine leere Postulat der Pflicht, das diese Ethik mühsam destilliert und von jedem anderen Beigeschmack gereinigt hat, auf der einen, der Apparat mit seinen Wertentleerungen der Arbeit, den sie ebenfalls mitgeschaffen hat, auf der anderen Seite unseres Lebens, beide allgewaltig, alles überdeckend, – und dazwischen steht leer und tot die Forderung, ›sich zu opfern‹. [...] Das sind fürchterliche geistige Leeren, ungeheure Ödigkeiten, namenlose Diskrepanzen.« Diese geistige Situation seiner Zeit vergleicht er mit der Spätantike: »Wir werden dann so wie dort zu einer generellen Diesseits- und Weltverneinung, und von da auch wieder zu einem religiösen Fühlen kommen, das sie ausdrückt, zu einem negativen Fühlen, das dann wohl noch viel radikaler und jedenfalls gewalttätiger als das der Spätantike sein wird, weil es mit sehr viel größeren Mitteln innerer und äußerer Zerstörung ausgerüstet ist.« Diese Zerstörungskraft wird nach Weber noch steigen, und sie ist gestiegen, da keine »andere große Diesseitshoffnung in die Massen tritt«, die Gesellschaft sozial zu gestalten, und der »backenrote Lebensutopismus der unteren Klassen« auf gesellschaftlichen Aufstieg ins Leere läuft.

Neben Erich Fromm und Norbert Elias las ein Schüler Alfred Webers die Schriften seines Professors besonders intensiv und verfasste im Anschluss an dessen Überlegungen zur Bürokratie eine Erzählung, die er *In der Strafkolonie* nannte. Der Schüler war Franz Kafka. Seine Erzählung wird heute gerne als die Vision des Dichters interpretiert und ist doch auch die produktive Umsetzung eines Sachtextes!

38 Mit Blitzlicht und Büchse

Im Jahre 1908 schrieb Christian Morgenstern einige schöne Tiergedichte. Sie finden sich in jeder Gesamtausgabe Morgensterns unter dem eigenümlichen Titel *Klaus Burrmann, der Tierweltphotograph*. Eines der schönsten aus dieser kleinen Sammlung ist das Gedicht über ein Nashorn im afrikanischen Busch.

Das Nashorn

Das wilde Nashorn trinkt im Tümpel
um Mitternacht.

Ringsum liegt Urwaldbaumgerümpel
vom Blitz zerkracht.

Es ist so schwarz in Wald und Ried,
daß sich das Nashorn selbst kaum sieht.

Doch hinter einer Baumstamm-Mauer
da liegt Klaus Burrmann auf der Lauer:

Es flammt ein weißes Pulver: Blupp!!!
Das Nashorn denkt: es blitzt! – Doch sieht:

Da hat er auch schon, huppdiwupp,
des Nashorns nächtliches Porträt.

Der hier als Klaus Burrmann vorgestellte Fotograf war keine Erfindung Morgensterns. Er ließ sich zu diesem Gedicht durch das Buch *Mit Blitzlicht und Büchse* von Carl Georg Schillings anregen, das 1905 bei R. Voigtländer in Leipzig erschien. Offensichtlich konnte Morgenstern die mehr als sechs Goldtaler aufbringen, die dieses umfangreiche und mit unzähligen Fotografien ausgestattete Buch immerhin kostete. Die erste Auflage von 8.000 Exemplaren war gleichwohl binnen Wochen verkauft.

In den Jahren von 1896 bis 1905 bereist Carl Georg Schillings viermal die deutsche Kolonie Ostafrikas. Als reicher Erbe eines Gutshofs in der Nähe Dürens im Rheinland und Sohn eines Jägers und Oberförsters wird er schon früh mit Ludwig Heck bekannt, dem damaligen Direktor des Kölner Zoos.

Von seiner ersten Reise brachte Schillings zahlreiche Trophäen mit, die 1898 im Saal des Borsighauses ausgestellt wurden und die in den

Naturkundemuseen interessierte Abnehmer fanden. Allerdings entdeckt er schon auf dieser Reise, dass die Tierwelt Afrikas ernsthaft bedroht sei, und so lautet gleich das erste Kapitel seines Buchs »Die Tragödie der Kultur«. Er schreibt: »Indem der Kulturmensch rücksichtslos die Herrschaft überall an sich reißt, vernichtet er teils direkt, teils indirekt alles, was sich seinem Siegeslaufe entgegenstellt. Die Urbevölkerung ganzer Länder, die es nicht vermag, sich dem Neuen anzupassen, muß untergehen. Mit ihr zusammen verschwindet eine reiche und schöne Fauna, die durch Jahrtausende jenen Urvölkern die Existenz ermöglicht hat, nun aber, oft in wenigen Jahren, rücksichtslos hingemordet wird.« (S. 7)

Schillings gibt ausführlich Auskunft über seine Entwicklung zum Tierfotografen: »Als ich im Jahre 1896 zuerst Gelegenheit hatte, die innerafrikanischen Steppen kennen zu lernen, stieg der heiße Wunsch in mir auf, auf irgend eine Weise all die gewaltigen und herrlichen Erscheinungen aus der Tierwelt festzuhalten und der Allgemeinheit zugänglich zu machen.« (S. 23)

Das X. Kapitel handelt vom afrikanischen Elefanten. Schillings berichtet anschaulich vom Verhalten, der Ernährungsweise und dem Vorkommen, bezieht aber auch seine Erlebnisse mit den erwerbsmäßigen Elfenbeinjägern ein und kennt die Umsatzzahlen des Antwerpener Elfenbeinmarkts genau.

Durch die Reisen von 1899/1900, 1902 und 1903/04 werden die Bestände der zoologischen Museen von Berlin, Stuttgart, München, Wien, Weimar und Karlsruhe aufgefüllt. Bezeichnenderweise aber zeigt Schillings seine Trophäen auch auf Jagdausstellungen.

Trophäen haben immer schon als Nachweis und Symbol für durchgestandene Gefahren und abenteuerliche Erlebnisse des erzählenden Jägers gedient. Andererseits sind sie auch Objekte naturwissenschaftlicher Untersuchungen. So werden aufgrund der Funde Schillings einige Unterarten nach ihm benannt: giraffa schillingsi, hyaena schillingsi und die Antilope oreotragus schillingsi.

Die naturkundlichen Interessen der Deutschen an Afrika waren enorm gewachsen. Hatte Bismarck sich über Jahrzehnte geweigert, Kolonien für das Deutsche Reich zu beanspruchen, übernahm man nun 1885 unter anderem Tansania (Tanganjika) und Sansibar als so genannte Schutzzonen. Dabei ist Schillings, unter anderem dadurch, dass er selbst schwer an Malaria erkrankt, davon überzeugt, dass sich dieses Land – entgegen den Träumereien der Kolonialenthusiasten in Deutschland – nicht als Auswanderungsland für Europäer eignet. Schillings, der bereits 1921 verstarb (vermutlich an den Folgen der Tropenkrankheit), erlebte nicht mehr die neuerliche Konjunktur der Kolonialliteratur ohne Kolonien, die von Paul Lettow-Vorbeckes mit dem Buch *Heia-Safari. Deutschlands Kampf in Ostafrika* angeführt wurde. Dieses Buch er-

reichte bereits bis 1920 eine Auflage von fast 200.000 Exemplaren. Ihm folgte 1926 der präfaschistische Bestseller *Volk ohne Raum* von Hans Grimm. In diesem Strom der Kolonialliteratur erlebt Schillings Buch, auch als Jugendausgabe, zahlreiche Neuauflagen.

Schillings entwickelt die Safari weiter, insofern er ihr eine neue Trophäe gab: das Bild vom Tier in freier Wildbahn. Im Buschland des Kilimanscharo fotografierte er auf großen beschichteten Glasplatten. Auf der letzten Reise entstanden dann die spektakulärsten Bilder, die ihm weltweite Aufmerksamkeit verschafften. Christian Morgenstern spielt in seinem Gedicht genau darauf an. Schillings setzte zur Nachtfotografie der Tiere Afrikas ein Blitzlicht aus Magnesium ein. Akkumulatoren sorgten für die Entzündung des Magnesiums. Die Pointe bestand allerdings darin, dass der Blitz von zur Tränke kommenden Tieren, Hyänen, Zebras oder Löwen, durch einen Stolperdraht selbst ausgelöst wurde.

Jagd und Tierschutz begleiten auch das Tiersachbuch auf Schritt und Tritt. Schillings schreibt sein Buch vor allem als Jäger: »Ich entlud meine Büchse mit größter Schnelligkeit, lud wiederum, und konnte dem verschwindenden Bullen schräg von hinten noch zwei Blattschüsse geben. Nach halbstündiger Verfolgung, bei der ich aus seinen eng zusammengestellten Fährten schließen konnte, daß er schwer krank (verwundet, Anm. d. Verf.) sei, fanden wir ihn eingestellt unter einigen Akazien, und ich konnte ihn mit zwei Fangschüssen in den Kopf erlegen, nicht ohne daß er vorher noch einen Versuch, mich anzunehmen (anzugreifen, Anm. d. Verf.), gemacht hätte.« (S. 151)

Die Stilisierung der Jagd als Kampf gleichberechtigter Gegner ist damals wie heute ein Topos der Jagdliteratur. Zugleich aber steht inzwischen auch unter Naturschützern fest, dass Jäger sich schon sehr früh um Nachhaltigkeit bemühten, da Nutzung ohne Schonung keine Zukunft hat. Wenn man Schillings gelegentlich als Erfinder des Arten- und Naturschutzes bezeichnet, so sollte man zunächst an Johann Matthäus Bechstein erinnern, der 1792 in Gotha die Schrift veröffentlichte: *Kurze, aber gründliche Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht von den Jägern als schädlich geachteten und getöteten Thiere*. Die Rolle des Vorreiters im Naturschutz gehört zur Begleitmusik eines jeden Lobgesangs der Tiersachbuchautoren.

Über fünfzig Jahre später wird Bernhard Grzimek nach Ostafrika zurückkehren und technisch einige Schritte weiter seine preisgekrönten Tierfilme drehen.

39 Amerika heute und morgen

Die Kolonialreiche Frankreich und vor allem England waren führend im 19. Jahrhundert. Deutschland und Amerika dagegen galten als die jungen und aussichtsreichen Nationen, bei denen man davon ausging, dass sie das 20. Jahrhundert prägen würden. Wenig später gehörte auch Japan dazu. Daher verwundert wenig, dass Bücher, die Amerika in den Blick nehmen, zahlreich erscheinen. Dabei lassen sich nüchterne Sachtexte von denen, die Eingang in den Kanon der Literatur gefunden haben, gut unterscheiden.

Zu den Ersteren gehört das Buch *Deutschland und Amerika in ihren wirtschaftlichen Beziehungen zueinander unter besonderer Berücksichtigung Englands* des amerikanischen Industriellen Andrew Carnegie. Es erscheint in der ursprünglich bei Bard verlegten Reihe *Die Kultur*, nun bei Marquardt & Co. in Berlin im Jahre 1907. Dem Buch sind Bilder beigegeben, deren Zusammenhang zum Thema fragwürdig erscheint, so Carnegies ärmliches Geburtshaus in Schottland und sein stattliches Anwesen in New York. Bis heute sind Industrielle von der Vorstellung besessen, ihre wirtschaftliche Prosperität einzig ihrem Gewerbefleiß zu verdanken und allein um der moralischen Besserung der Menschheit betrieben zu haben. Carnegie fragt alterssatt: »Aber welchen Wert hat übrigens das Materielle im Vergleich mit dem Moralischen und Intellektuellen?« (S. 66) Einen Bericht über seine Amerikareise erschien von Karl Lamprecht: *Americana. Reiseindrücke, Betrachtungen, geschichtliche Gesamtansicht* (Verlag Hermann Heyfelder, 1906). Sein Text macht eher den Eindruck von Notizen. Er ist an vielem interessiert und sammelt Material, so zum Beispiel zum Ragtime, dessen neue, synkopische Struktur ihm bemerkenswert gut gefällt und dessen Bedeutung für die musikalische Entwicklung Amerikas er schon erkennt (S. 133).

Dagegen ist *Amerika heute und morgen* von Arthur Holitscher ein ausgearbeiteter Reisebericht, der 1912 bei S. Fischer heraus kommt. Sein Buch gehört zu den literarischen Reiseberichten. Er landet von Bremen kommend in New York und widmet dieser Stadt das gesamte erste Kapitel. Es folgen die Kapitel »Reise durch den Staat New York«, »Reise durch Kanada«, »Stationen zwischen Pazifik und Mississippi« und »Chicago«. Dabei wechseln impressionistische Abschnitte mit gediegenen journalistischen Erkundungen ab. Holitscher beschreibt seine schriftstellerischen Absichten auf dieser Reise so: »Gewiß, ich werde um die Straßenecken sicher nicht Theorien nachjagen, sondern lebendigen Dingen, und ich werde mit dem neuen Kontinent hauptsächlich mein Gefühl für die Welt und die Menschen nähren. Dieses Gefühl ist zur Zeit ziemlich stark in mir und braucht eine kräftige, gesunde Kost. Ich will's weder an

den Tafeln der Reichen füttern, noch durch die Abfälle der Gosse hinter mir herschleifen. Ich will, wenn's mir paßt, einschichtig und, wenn's mir paßt, gesellig, mit meinem Gefühl durch den Kontinent spazieren gehen und gut zuschauen, was für ein Gesicht mein Gefühl zu den Dingen macht, die uns begegnen.« (S. 28)

Holitscher ist ein Reisender, der daran interessiert ist, die sozialen Folgen der rasanten wirtschaftlichen Entwicklung Amerikas zu erfassen. Sie vermitteln sich auch über die zahlreichen sozialen Initiativen, wie der Kinderrepublik in Freeville und der Heilsarmee in Kanada, die er aufsucht.

Am Ende verliert das Buch ein wenig den Erzählfaden und behandelt unter dem Kapitel »Westlich von der Freiheitsstatue« einige übergreifende Themen auf. Und gleichwohl ist Holitscher, den man als einen der ersten linken Amerikareisenden bezeichnet hat, kein unvoreingenommener Zuhörer: »Ragtime ist Rhythmus des angestregten Mannes, dem sieben Dinge, die er zugleich erledigen muß, gleichzeitig durch den Kopf gehen. Der clogdance, Stampftanz, hat diesen Rhythmus akzentuiert, es ist der Rhythmus des ungeduldigen, unregelmäßigen, irritierten amerikanischen Lebenspulses.« (S. 405) Beobachtungen zur Kulturindustrie und Vorübungen zur Kulturkritik gehen hier ihre erste freudlose Liason ein, die in Adornos Verdikt gegen den Jazz ihren Höhepunkt hat.

Buch und Autor sind weitgehend vergessen. Holitscher geistert lediglich noch in zwei Nebenbemerkungen durch die Literaturgeschichte: als Anreger für Kafkas 1927 aus dem Nachlass erschienenen Roman *Amerika* und als Opfer Thomas Manns, der ihn in der Erzählung *Tristan* unvoreteilhaft zum Vorbild nahm.

Insgesamt erleben Reiseberichte in der Zeit um 1900 eine große Konjunktur. Auch sind sie im Gegensatz zum allgemeinen Sachbuch viel besser erforscht. Das mag damit zusammenhängen, dass Reiseberichte auch von Autoren verfasst wurden, die dem hochkulturellen Literaturmilieu zugeordnet werden. Zumal man in der Literatur nach dem Naturalismus, den die Soziologie beerbte, den eigenen Funktionsverlust über ausgedehnte Auslandsreisen zu kompensieren suchte (Brenner, 1990).

40

Eine empfindsame Reise im Automobil

Wie alle Bereiche des Alltags wird auch das Reisen von einem Schub der Modernisierung erfasst. Denn der Modernisierung folgt die Mobilisierung. Im Kern ist es also der technische Fortschritt, der dem Tourismus die entscheidenden neuen Impulse gibt.

Gegenüber der massenhaft genutzten Bahn gibt es aber nun soziale Distanzierungsmittel, die individuelles Reisen ermöglichen. Ein Ausdruck dieser Absonderung vom Strom der Massen ist zum Beispiel der Rückgriff auf das Kanu oder das 1905 von Alfred Heurich neu entwickelte Faltboot, das bald darauf von Johann Klepper serienmäßig hergestellt wurde. Noch vor dieser Neuerung, die dann in den 20er Jahren wiederum vom Massentourismus eingeholt wurde, befährt Marie von Bunsen die Flüsse mit einem Ruderboot. Ihr Buch darüber erschien 1914 bei S. Fischer unter dem Titel *Im Ruderboot durch Deutschland. Havel, Werra, Weser und Oder*. Von Bunsen berichtet nicht nur, sie schwelgt, sie ist entzückt und bezaubert. Ihre Flussfahrten sind Ausflüge in die Vergangenheit, denn überall sucht sie nur die Landschaften und Kulturstätten auf, die noch nicht vom Erneuerungsfuror der von Geld und Machbarkeit nur so strotzenden deutschen Erinnerungskultur überzogen wurden. Man hatte, zumal in den staatlichen Stellen, ziemlich klare Vorstellungen davon, wie deutsche Altertümer auszusehen hatten, und sich seine Romanik und Gotik kurzerhand selbst gebaut. Marie von Bunsen, die an vielen Stellen ihres Buchs von derart »renovierten« Kulturdenkmalern berichtet, schreibt dazu gleich am Anfang ihres Buchs: »Mit großen Mitteln, mit gewissenhafter Gelehrsamkeit vernichtet man unsern köstlichen Besitz. Es lohnt sich schon kaum noch, eine deutsche romanisch-gotische Kirche zu betreten, ihr Eigenartiges, der geschichtliche Schauer, die lebendige Mitarbeit aller Generationen, die vibrierende Überlieferung, die herrliche Patina mußte sauberem Anstrich, archaisierenden akademischen Stilübungen weichen. Die Nachwelt wird es uns nicht vergeben.« (S.11)

Gegenüber einem gemächlich beschaulichen Reisen, wie es Marie von Bunsen betrieb, wird durch das Automobil das individuelle und schnelle Reisen ermöglicht. Gleich zu Anfang der Entwicklung waren es die Geschwindigkeitsrekorde und Rennen, die das Marketing für Autos bestimmten. Während 1899 die 100-km/h-Grenze überschritten wurde, fiel bereits 1909 die 200-km/h-Marke. Führend in Technologie und Verbreitung des Motorsports blieb allerdings Frankreich. Die an Equipagen orientierten alten Eliten Deutschlands hielten sich an das Kaiserwort: »Ich glaube an das Pferd, das Automobil ist eine vorübergehende Erscheinung«, was Wilhelm II. gleichwohl nicht davon abhielt, Schirmherr diverser Autorennen zu werden.

Von Otto Julius Bierbaum erscheint 1903 das Reisebuch *Eine empfindsame Reise im Automobil von Berlin nach Sorrent und zurück an den Rhein in Briefen an Freunde*. Das Buch wird ein Erfolg. Bierbaum ist ohnehin ein als guter Unterhalter bekannter Autor. Das Automobil ist ein noch relativ neues Bewegungsmittel, das die Neugier der Leser geweckt haben könnte. Zugleich aber schreibt Bierbaum seine Briefe nicht irgendwem, sondern den prominenten Geistesgrößen seiner Zeit, sodass

der wohl kalkulierte Erfolg darauf zurückzuführen ist, dass man wissen wollte, was sich diese so schreiben.

»Wir werden nie von der Angst geplagt werden, daß wir einen Zug versäumen könnten. Wir werden nie nach dem Packträger schreien [...]. Wir werden nie Gefahr laufen, mit unaussprechlichen Menschen in ein Kupee gesperrt zu werden [...]. Wir werden selbst bestimmen, ob wir schnell oder langsam fahren, wo wir anhalten, wo wir ohne Aufenthalt durchfahren wollen. [...] Wir werden wirklich reisen und uns nicht transportieren lassen. Reisen, sage ich, nicht rasen. Denn das soll schließlich, um es kurz zu sagen, der Zweck der Übung sein: Wir wollen mit dem modernsten aller Fahrzeuge auf altmodische Weise reisen, und eben das wird das Neue an unserer Reise sein. Denn bisher hat man das Automobil fast ausschließlich zum Rasen und so gut wie gar nicht zum Reisen benützt. Das Wesentliche des Reisens ist aber keineswegs die Schnelligkeit, sondern die Freiheit der Bewegung. Reisen ist das Vergnügen in Bewegung zu sein, sich vom Alltäglichen seiner Umgebung zu entfernen und neue Eindrücke mit Genuß aufzunehmen.«

In diesem Abschnitt lassen sich alle Elemente von konservativer und elitärer Kultivierung des Reisens finden, die zum Teil bis heute das Schreiben und Reisen der Schriftsteller bestimmen. Im modernen Ratgeber nennt sich diese Einstellung auch Entschleunigung.

1909 erscheint in einer Zeitschrift von Franz Kafka der Artikel *Die Aeroplane von Brescia*. Da kündigt sich bereits das soziale Distanzierungsmittel der Zukunft an.

41 Indienfahrt

Sven Hedin schrieb bei seinem Aufbruch nach Tibet: »Jetzt aber war ich frei, außer dem Bereich dessen, was Regierung hieß; jetzt durfte ich selbst regieren.« Seine Art zu regieren, da gebe man sich keinen Illusionen hin, war die Diktatur. Der Tross eines durch Tibet streifenden Sven Hedin spielt bei seiner Selbstinszenierung als der große Einsame keine Rolle. In Gebiete vorzustößen, bei denen man das Privileg genießt, sie als Erster erreicht zu haben, ist wichtig. Diejenigen, die man dort antrifft, die Bewohner, gelten dabei offensichtlich nichts. Fünf Jahrzehnte später erscheint *Sieben Jahre in Tibet*, in dem Heinrich Harrer schildert, wie er zusammen mit Peter Aufschnaiter nach fast zwei Jahren und über 2.000 Kilometern unter entbehrungsreichen und schwierigsten Bedingungen die Hauptstadt Tibets erreicht, die für Ausländer verbotene Stadt Lhasa. Seinem großen Idol, Sven Hedin, gelang genau dies nicht, obwohl dieser, als Mongole verkleidet, sich auf Schleichwegen durchzuschlagen

suchte. Dieses Abenteuer schildert Hedin in dem Buch *Transhimalaja*. Auch damals schon vergab man keine Zeit und so erschien das Werk 1909 zeitgleich bei Albert Bonnier in Stockholm und bei F.A. Brockhaus in Leipzig.

Sven Hedin und Albert Brockhaus sind ein schon früh klug und äußerst erfolgreich agierendes Team. In einem Brief vom 21. Juni 1899 rät Brockhaus seinem Autor, der gerade bei ihm das Werk *Durch Asiens Wüsten* veröffentlicht hatte: »Wenn Sie über die neue Reise auch ein Buch zu schreiben gedenken, gestatten Sie mir den Wunsch auszusprechen, daß Sie Ihrem Tagebuch noch mehr als beim letzten Buche anvertrauen, was Sie innerlich während der Reise und Gefahren erleben, Ihre Gefühlswelt also und Ihre Reflexionen. Je persönlicher der Schriftsteller ist, um so größer sein Erfolg.« Damit sein Autor, dessen geologischen Erläuterungen und ausufernden Messergebnisse beträchtlichen Umfang annehmen konnten, darum nicht gekränkt sei, schiebt Brockhaus nach: »Daß dies den wissenschaftlichen Wert nicht zu beeinträchtigen braucht, ist selbstverständlich. Ihr köstlicher Humor z. B., Ihre pointierte Rede, sollten ebenso zu ihrem Rechte kommen wie Ihre philosophischen Gedanken über Völkervergangenheit und Völkerzukunft. Auch Anthropologisches und Ethnographisches interessiert das Publikum besonders.« Da Brockhaus hier zuerst den fühlenden Menschen Hedin reklamiert, dann das schamlose Publikumsinteresse auf Pittoreskes eingrenzt und die kartografischen Leistungen Hedins ungenannt läßt, bleibt ihm nun nur noch die Flucht nach vorn: »Ich spreche nicht als Verleger, sondern als einer Ihrer aufmerksamsten Leser und Bewunderer Ihrer wissenschaftlichen Leistungen. Schreiben Sie ein neues Werk, so mag ihm der zehnfache Erfolg, also wenigstens die zwanzigfache Wirkung des schönen Wüstenwerks beschieden sein.« Die Refinanzierung der Reisen erwirtschaftete Hedin durch seine Bücher und Vortragstätigkeit. Verkaufserfolge zu erzielen, daraus machen weder Verleger noch sein Autor irgendeinen Hehl, war daher das vordringlichste Ziel.

Hermann Hesse startete seine Indienreise 1911, gesponsert allerdings durch den S. Fischer Verlag. Familiäre Verbindungen Hesses nach Indien bestanden schon vorher, da Hesses Großvater und Vater in Indien als Missionare tätig gewesen waren. 1913 erscheint dann das Buch *Aus Indien* bei S. Fischer, das noch heute, erweitert um später entstandene Texte, bei Suhrkamp lieferbar ist.

Das Indienbuch von Waldemar Bonsels, das mit dem Titel *Indienfahrt* ebenso lakonisch daherkommt, erschien im Jahr 1916 bei Rütten & Loening in Frankfurt. Es bezieht sich auf eine Reise, die der Autor einige Jahre zuvor unternahm. Bonsels ist ein erfolgsverwöhnter Schriftsteller. Das Buch ist durchgearbeitet und -geformt und verzichtet doch auf allzu vordergründige schriftstellerische Posen. Vielmehr zeigt sich

Bonsels als Meister literarischer Darstellungsformen. Er schildert so anschaulich, dass man sich nie fragt, ob es sich so oder anders zugetragen habe. Der stille Kampf mit seinem Diener Panja, der ihn vor den großen und kleineren Kulturschocks – meistens vergeblich – zu bewahren sucht, geben dem Buch einen verschmitzt humorvollen Grundton. Zweifellos formt Bonsels seine Erfahrungen in Texte um, die den sachlichen Zusammenhang der gemachten Erfahrungen gelegentlich überhöhen. Im Gegensatz dazu bleiben Hesses Texte gespalten. Er liefert erst viel später in seinen Erzählungen das poetische Indien, das seine Leser bis heute mit ihm verbinden.

42

Das Jahrhundert des Kindes

Ganz entgegen der sonstigen Gepflogenheiten der *Kosmos-Reihe*, die immer situativ und unmittelbar in das jeweilige Thema einführen, gibt es bei dem von Wilhelm Ament verfassten Band *Die Seele des Kindes. Eine vergleichende Lebensgeschichte* von 1906 ein Geleitwort. »Der mächtige Aufschwung in der Beschäftigung mit dem Erziehungsproblem hat gegenwärtig das Interesse, wie nie zuvor, auf die Kunde von der Kinderseele gelenkt, auf welchem die Erziehung und ihre Blüte überhaupt ruht.« Die Massengesellschaft hatte in ihrer Mitte eine neue soziale Gruppe entdeckt: die Kinder und vor allem die Jugendlichen. Ungewöhnlich auch, dass bei diesem Band, der »den Müttern und allen, die es werden wollen« gewidmet ist, eine weiterführende Literaturliste angehängt ist.

Während man das Wilhelminische Deutschland in der Regel mit der »schwarzen Pädagogik« identifiziert, werden hier Ideen popularisiert, die dem ganz und gar nicht entsprechen. Es wird empfohlen, sich als Eltern und Erzieher anders zu verhalten und anders zu erziehen, als es dem Bild vom preußischen Kadavergehorsam entspricht. Man muss sich klarmachen, dass 1913 die Übersetzung eines Klassikers unter dem akademischen Titel *Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter* von Maria Montessori erschien, dessen Originalausgabe 1909 in Italien herauskam. Erst später erschien das Buch dann unter dem populäreren Titel *Die Entdeckung des Kindes*.

So überrascht auch Wilhelm Ament mit Kinderzeichnungen der Kopffüßler, ohne dass er den Begriff schon verwendet. Zweifellos aber bleiben die Schemata der Jungen- und Mädchen-Unterscheidungen auch hier nicht aus: »Mag das Mädchen auch geistig gewandter sein, so ist der Knabe doch tiefer. Genie ist ein Vorrecht der Knaben.« (S. 81) Andererseits ist sich Ament der Verhältnisse, die die Mädchen benachteiligen, durchaus bewusst.

Die Bücher der Schwedin Ellen Key, deren berühmtestes *Das Jahrhundert des Kindes* ist, zeigen einen neuen Aspekt des populären Sachbuchs. Denn eigentlich handelt es sich bei diesem Buch um eine Sammlung von Studien, die in der *Neuen Rundschau* von S. Fischer vorveröffentlicht wurden. In einem einprägsamen und zum Schlagwort avancierenden Buchtitel werden so Einzelveröffentlichungen in einem Sachbuch neu zusammengefasst und verdichtet. Bei S. Fischer, wo es 1902 erschien, wurde es das erfolgreichste Sachbuch seiner Zeit. Eine Volksausgabe erschien 1907. Verstreute Einzelveröffentlichungen haben im Sachbuch neu zusammengefasst größere Chancen auf Aufmerksamkeit und verleihen einzelnen Thesen mehr Durchschlagskraft.

Durch den gewaltigen Modernisierungsschub, der Deutschland und andere europäische Staaten erfasst hatte, wurden bis in die privaten Bereiche Anpassungsleistungen erforderlich. Wo die Arbeitswelt sich verändert, bleiben diese auch in der sonstigen Lebenswelt wie der Kinder- und Jugendziehung nicht aus. Zur Situation unterprivilegierter Kinder schreibt Ellen Key auf Seite 368: »Ein zerstörtes häusliches Leben, ein wahnsinniges Schulsystem, ein zu frühzeitiges Fabriksleben, ein abstumpfendes Strassenleben – das giebt die Grossstadt den Kindern der Unterklasse.« Und: »Die Resultate der jetzigen Schule – worin bestehen sie? Abgenützte Hirnkraft, schwache Nerven, gehemmte Originalität, erschlafte Initiative, abgestumpfter Blick für die umgebenden Wirklichkeiten, erstickte Idealität unter dem fieberhaften Eifer, es zu einem ›Posten‹ zu bringen – eine Hetzjagd, bei der Eltern wie Kinder den Verlust eines Jahres als ein grosses Unglück betrachten!« (S. 293) Genau besehen beschäftigt sich diese wie viele weitere populäre Veröffentlichungen mit dem Widerspruch zwischen den Anforderungen des modernen Arbeitslebens und der traditionellen Lebensform in der Gemeinschaft. Um 1900 werden die Elemente der populären Kulturkritik entwickelt, die bald zum guten Ton gehören sollen. Selbstverständlich vertritt Ellen Key auch die zeittypischen darwinistischen und eugenischen Positionen ihrer Zeit, die damals als gesicherte Ergebnisse der Wissenschaft galten.

Gegen die pompösen Staatsfeiern zur Hundert-Jahr-Feier der Völkerschlacht bei Leipzig, durch die Napoleon vernichtend geschlagen wurde und sich über Deutschland der Mehltau der Restauration legte, fand als erste große Gegenveranstaltung das Treffen der Jugendbewegung auf dem Hohen Meißner südöstlich von Kassel statt.

43 Die Höhlenkinder im heimlichen Grund

Schon weit vor 1900 wurden Kinder und Jugendliche zum Gegenstand öffentlicher Debatten. Auf der anderen Seite wuchs mit der rapide steigenden Bevölkerungszahl eine Abnehmerschaft für Konsumgüter heran. Zu diesen gehört zum Beispiel das seit 1880 erscheinende populäre Jahrbuch *Das Neue Universum*, das im Verlag W. Spemann herauskam und sich im Untertitel so darstellte: *Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend.*

Für die sogenannten Fortbildungsschulen und Oberklassen der Volksschulen wurden 1913 die Reisebriefe Max Eyths in Auszügen publiziert. Den Klassiker bildete Michael Faradays *Naturgeschichte einer Kerze. Sechs Vorlesungen für die Jugend* (Berlin 1871). Ein »Wissen macht Ah« unter den Publikationsbedingungen des 19. Jahrhunderts.

Im Jugendsachbuch werden allerdings häufiger Rahmenhandlungen entworfen, innerhalb derer den Jugendlichen Wissen geboten wird. Zu dieser Gattung gehört vor allem Selma Lagerlöfs berühmtes und umfangreiches Buch *Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen*, das zuerst 1907 als Lesebuch für den Schulunterricht erschien. In diesem Buch wird die Geschichte und Geographie Schwedens durchgenommen, was auch in den heutigen Bearbeitungen bemerkbar bleibt.

Ebenfalls noch lieferbar ist von A. Th. Sonnleitner (d. i. Alois Tlúchór) das Buch *Die Höhlenkinder im heimlichen Grund* (Franckh, Stuttgart 1918. Neuausgabe: Kosmos, Stuttgart 2004). Es bildet einen Sonderfall des Sach- wie auch des Jugendbuchs. In einer Romanhandlung wird Jugendlichen die Technik des Überlebens in und mit der Natur erzählerisch nahegebracht. Allein auf sich gestellt, vollziehen zwei Kinder die Kulturentwicklung der Menschheit nach. Sonnleitner schreibt Heimat- und Naturkunde in präzisen Begriffen, was nicht nur heutzutage ein Glossar notwendig machte.

Gelegentlich wird unterstellt, dass in vormodernen Zeiten dieses Wissen zum Allgemeinut gehört hätte. Eine romantische Verklärung einer naturnahen vorindustriellen Zeit. Weiß man doch inzwischen, dass das Interesse und Wissen an der Natur und weiteren Umgebung bei so genannten Naturvölkern mitunter äußerst bescheiden ist.

Auch Waldemar Bonsels' Erzählung *Die Biene Maja und ihre Abenteuer* (Rütten & Loening 1912) könnte man dazu zählen. Bis auf das Reden und Denken wird von den Tieren nichts biologisch Unglaubwürdiges erzählt. Der Erfolg des Buchs hängt sicherlich auch mit den im Laufe der Zeit erfolgten Aktualisierungen des Stoffes zusammen. Der Wider-

spruch zwischen einem durchorganisierten Bienenstaat und einer höchst individuellen Biene aber war sicherlich eines der Erfolgsgeheimnisse des Buchs. Die damalige Gesellschaft fand in den Staaten bildenden Insekten ein häufig bemühtes Abbild ihrer selbst. Auf Maurice Maeterlinck wurde schon an anderer Stelle hingewiesen. Hinzufügen wären hier die Titel von Karl Saja *Krieg und Frieden im Ameisenstaat* (1908) sowie *Die Honigbiene* (1909) und von Hermann Dekker *Vom sieghaften Zellenstaat* (1913), die alle in der Kosmos-Reihe erschienen.

Die Kinder und Jugendlichen werden um 1900 verstärkt Gegenstand der gesellschaftlichen Analyse. Es entstanden journalistische Arbeiten über die Situation der Kinder und Jugendlichen der untersten Schichten, die, wie in Flandern, Gesetzesänderungen zum Arbeitsschutz nach sich zogen. Unter den Stichworten der schulischen Überbürdung und der zunehmenden Verwahrlosung der städtischen Jugend wurden heftige Debatten geführt. Begonnen hatte diese Überbürdungsdebatte, in der die Überhäufung der Lehrpläne mit Lernstoff kritisiert wird, schon viele Jahre zuvor Karl Schmelzer mit der Schrift *Die Überbürdung auf den höheren Lehranstalten* (1878), in der auf die steigende Selbstmordrate unter Schülern reagiert wurde. Ein Reflex dieser Debatten findet sich in Frank Wedekinds Theaterstück *Frühlings Erwachen*, in dem sich ein Lehrpersonal mit Namen wie Sonnenstich, Knochenbruch und Fliegendot findet. Auch dieser Vorläufer des Expressionismus ist nicht ohne Bezug zu den Sachthemen seiner Zeit.

44 Vom Schaltwerk der Gedanken

Wie viele andere Wissensfelder der Zeit um 1900 steht auch die Medizin unter einem ständig wachsenden Modernisierungsdruck. Die heute fast selbstverständliche Vorstellung einer in klinischen Studien überprüften Therapie, die ihrerseits auf Grundlagenforschung beruht, begann sich erst langsam durchzusetzen. Nicht ohne Widerstand, wie das Buch *Der Arzt* von Ernst Schweninger zeigt. Das kaum 150 Seiten umfassende Werk erschien in der bereits vorgestellten, von Martin Buber herausgegebenen Reihe *Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien* als siebter Band im Jahr 1906. Von einer eigentlichen Monografie kann hier allerdings nicht die Rede sein, viel eher handelt es sich um ein leidenschaftliches Bekenntnisbuch, denn auch eine Argumentation fehlt fast vollständig. Schweninger galt als Verfechter der Naturheilkunde. Berühmtheit erlangte er als erfolgreicher Arzt Otto von Bismarcks. Auf Betreiben Bismarcks wurde er Leiter einer neuen Klinik an der Berliner Charité und mit einem Versorgungsposten, Professor an der Berliner Uni-

versität, bedacht. Die Kritik an dieser Patronage, die bis in den Reichstag drang, wurde mit dem Verweis auf die nationalen Interessen an der Gesundheit des Reichskanzlers fortgewischt.

»Man hat für die Benennung des ärztlichen Geschäftes«, schreibt Schweninger, »das schauerhafte Wort ›Medizin‹ angenommen und glaubt damit die Ausübung einer Wissenschaft zu bezeichnen. Die Ärzte selbst nennen sich ja heutzutage ›Naturwissenschaftler‹, weisen stolz darauf hin, daß sie einer induktiven Denktätigkeit sich befleißigen. Nie ward Dümmeres, nie etwas Trügerisches behauptet.« Der Grund seiner Kritik an den induktiven Denkmethode – dem Weg von Einzelbeobachtungen zu einer Regel liegt in ihrer Befristung durch den Nachweis des Gegenteils, die dem gesamten Berufsstand schade. Zudem schließt man mit ihr von der Menge, einem »massenhaften« Vorkommen also, auf die Richtigkeit. Ein für Skeptiker der Demokratie und Massengesellschaft unerhörtes Verfahren.

Aufgrund einer naturwissenschaftlichen Medizin wird zugleich eine Medizin der Apparate installiert: »Wenn sie aber einen Kranken anfassen, dann tun sie ihm wehe, indem sie ihm beim wichtigsten Anlaß Sonden, Lampen und photographische Apparate durch alle gangbaren Körperöffnungen einführen, um zu erkunden, wie es inwendig beschaffen sein mag. Sie erregen ihm Ekel, indem sie ihm widerliche Chemikalien und stinkende Salben applizieren. Sie ermüden ihn, wenn sie seinen kümmerlichen Leib mit dem Aufgebot eines täglich größer werdenden Arsenal von mechanisch-elektrisch-optisch-akustisch-magnetischen Methoden außen und innen bearbeiten. Sie martern seine Seele, wenn sie ihn in Krankenhäuser und sogenannte Heilstätten sperren, über deren Eingang jeder Wissende die Aufschrift errät: Für unheilbar Kranke. Sie haben mit ihrer Gelehrsamkeit die Ängste und Furchtsamkeiten ins Unendliche vervielfacht, indem sie Prophylaxe treiben und mit unerwiesenen Behauptungen ein Wissen von Ansteckung, Erblichkeit, Heilbarkeit und Unheilbarkeit verkünden.« (S. 44 f)

Die moderne Massengesellschaft gerät in Sachbüchern, auch wenn diese nur Ausschnitte oder Teilaspekte der Gesellschaft beschreiben, immer wieder in die Kritik. Nicht anders bei Schweninger: »Der Arzt ist ein Künstler. Genauer: der taugliche Arzt kann nur Künstler sein. Denn Ärzten (sic) ist die Übung einer Kunst, nicht die Ausübung einer Wissenschaft.« (S. 39) In dieser Zeit erscheint mit dem Verweis auf Kunst oder den Künstler fast alles gerechtfertigt und war offensichtlich Autoren wie Lesern unmittelbar plausibel.

Auch Carl Ludwig Schleich kultivierte von sich das Bild des verkannten Genies innerhalb einer verstockten Gelehrtenwelt. Die Geschichte seiner Entdeckung der lokalen Anästhesie schildert er in seiner 1920 bei Rowohlt erschienen Autobiografie. Zuvor veröffentlichte er bei

S. Fischer im Jahr 1916 das Buch *Das Schaltwerk der Gedanken. Neue Einsichten und Betrachtungen über die Seele*. In einer Besprechung des Buchs konstatierte Egon Friedell denn auch: »Wenn ein Naturforscher etwas von einem Künstler an sich hat, dann entsteht eine unheimlich reizvolle Mischung, [...] aus der einzig und allein ein lesbarer und fruchtbarer Schriftsteller hervorgehen kann: die Mischung aus Romantik und Sachlichkeit.« Bei Diogenes hat diese Besprechung es gar zum Titel des Sammelbands mit Essays und Besprechungen von Egon Friedell geschafft: *Das Schaltwerk der Gedanken. Ausgewählte Essays* (2007).

45 Die Antifeministen

Nach August Bebels berühmter Schrift *Die Frau und der Sozialismus* aus dem Jahr 1883, die lange Zeit unterdrückt und verboten wurde, unter einem neuen Titel erschien und nach etwas mehr als zehn Jahren bereits in der 25. Auflage gedruckt wurde, ist die öffentliche Auseinandersetzung um die Rechte der Frauen auf einem Höhepunkt. Nur allzu häufig werden ältere Texte, zumal wenn sie als »klassisch« gelten oder ihr Titel zum Schlagwort wurde, von der zeitgenössischen Rezeption vollkommen abgelöst betrachtet und instrumentalisiert. Zum Schlagwort gebracht hat es die kaum zwanzig Seiten umfassende Schrift des Arztes Julius Möbius *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*, die 1900 im Verlag von Carl Marhold unter dem unfreiwillig komischen Reihentitel *Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten* erschien. Generell ziehen die Historiker Sachbücher gerne als Indiz für Mentalitätsbeobachtungen heran. So schreibt der Historiker Philipp Blom anlässlich Möbius' Text etwas über »die Fülle der wissenschaftlich aufbereiteten Daten« in diesem Buch. (Blom, S. 282) Offensichtlich bleiben Historiker dann doch sehr am Titel der Schriften kleben. Denn es wäre sicherlich falsch, diesen Text als Ausdruck grundsätzlicher Auffassungen der Zeit um 1900 zu sehen. Schon allein im Vorwort zur zweiten Auflage bekennt Möbius: »Viele haben mir mündlich oder schriftlich zugestimmt, es öffentlich zu thun, hat allerdings, soviel ich sehe, noch niemand den Muth gefunden.« In der dritten Auflage veröffentlicht der Verlag dann den Text mit einem über dreißig Seiten langen Vorwort von Möbius und einer stattlichen Anzahl von Verrissen im Anhang. Darunter auch Hedwig Dohm, die vom Verlag ein Besprechungsexemplar zugesandt bekam: »In dem Begleitschreiben stand unter anderem: ›Denken Sie, die dritte Auflage!‹ Nachdem ich die Schrift gelesen, wundere ich mich, dass sie nicht schon die zehnte Auflage erlebt hat, amüsant wie sie ist.«

Gerade die vorgebliche wissenschaftliche Fundiertheit, die auf nichts als einigen Feststellungen über die Anzahl von Gehirnwindungen fußt, wird dem Text, der schon in der Titelgebung gegen den korrekten Gebrauch der Begriffe verstößt, von den Fachkollegen abgesprochen. Zugleich aber enthält der Text das komplette Arsenal der Urteile des Antifeminismus. Wenn auch der Autor vielleicht keine Satire schrieb, ist zumindest nahe liegend, dass der Verlag Freude an der Provokation besaß und sie für sein Marketing nutzte. Zu dieser Zeit erreichten die Schriften Nietzsches einen ersten Höhepunkt an Popularität. Von Otto Weiniger erschien *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*, das durch einen finalen Marketingcoup Weinigers – er schoss sich in Beethovens Sterbehäus eine Kugel ins Herz – reißenden Absatz fand.

Frauen werden von Walther Rathenau als Wirtschaftsmacht erkannt und zugleich denunziert: »Der furchtbare Verfall der gewerblichen Künste seit achtzig Jahren, den das ernsteste Bestreben nicht aufzuhalten vermag, fällt weit weniger der Maschine als der kaufenden Frau zur Schuld. Denn ihr fehlt der Blick fürs Handwerkliche, fürs Tüchtige, Brauchbare und Echte, vor allem für Maß und Kunst; es fehlt ihr auch die Festigkeit des Willens zum Notwendigen, die Unabänderlichkeit des Entschlusses; sie unterliegt dem Reiz, der flüchtigen Ähnlichkeit mit Gediegenem, der Gelegenheit, dem glänzenden Schein, der trügerischen Rechnung, dem Geschwätz des Verkäufers. Jede schändliche Gepflogenheit des Kleinverkaufs entstammt dem Verkehr mit Käuferinnen.« (*Von kommenden Dingen*, S. 194 f.) Der Doppelschlag sitzt, erkennt man doch unschwer, dass sinistre Krämer und zur Oberflächlichkeit neigende Frauen und nicht etwa die Industrialisierung, der auch Rathenau sein Vermögen verdankt, das gediegene Handwerk vernichteten. Rathenau gelingt es, den Antifeminismus und die Exkulpierung der Industrie in drei Sätzen plausibel zu machen.

Als bedeutende feministische Autorinnen der Zeit um und nach 1900 gelten vor allem Ellen Key und Helene Stöcker. Letztere publizierte 1906 das Buch *Die Liebe und die Frauen* (Bruns Verlag, Minden). Hedwig Dohm veröffentlichte 1903 bei S. Fischer das Buch *Die Mütter. Beitrag zur Erziehungsfrage*. Das Buch entspricht in vielen Punkten einem Ratgeber. Hedwig Dohm, längst prominente Verfechterin der Frauenrechte, berichtet viel aus dem Bekanntenkreis, kritisiert veraltete Einstellungen und lobt neue Ansätze. Die Frauen müssen den Übergang und die Kosten des Übergangs von der alten Industriegesellschaft in eine moderne Dienstleistungsgesellschaft selbst tragen. In jeder einzelnen Biografie der Frauen als Telefonistin, Bedienstete oder Lehrerin wurde die Frage, die Hedwig Dohm an den Anfang ihres Buchs stellte – »Sind Mutterschaft und Hausfrauentum vereinbar mit Berufstätigkeit?« – individuell gelöst und beantwortet.

Dabei geht es – im Grunde bis heute – darum, dass die Gesellschaft die Wahlfreiheit der Frauen für oder gegen Mutterschaft, für oder gegen Arbeitsleben, und dies zu Bedingungen, die Frauen und Kindern gerecht werden, sicherstellen muss. Genau an diesem Punkt geriet allerdings Ellen Key auf dem Kongress der Frauenrechtlerinnen in London 1899 mit denjenigen in Konflikt, die die volle Gleichberechtigung der Frau auch am Arbeitsplatz einforderten. Die Frauenrechtlerin Beatrice Potter setzte sich mit Ellen Key für eine besondere Arbeitsschutzgesetzgebung der Frauen ein. Ellen Key publizierte ihre Ideen bereits 1898 in Deutschland unter dem Titel *Missbrauchte Frauenkraft* (Langen, Leipzig).

Im Jahr 1907 erscheinen Hedwig Dohms Aufsätze und Kritiken in einem Buch versammelt unter dem Titel *Die Antifeministen. Ein Buch der Verteidigung* (Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung). Darin wird Laura Marholms (auch Hansson) Bestseller *Das Buch der Frauen* ausführlich besprochen. Auch den Kritikerinnen der Frauenbewegung, Ellen Key und Lou Andreas-Salomé, werden eigene Abschnitte gewidmet – unter der zeitgemäßen Überschrift »Weib contra Weib«.

46 Die geistigen Epidemien

Die Geschichte Deutschlands ist auch eine Geschichte der Dauerreflexion über die wachsende Bevölkerungsdichte und deren Folgen. Die Grundlagen dazu wurden um 1900 gelegt. Im Zeitraum von 1871 bis 1910 stieg die Bevölkerung des Deutschen Reiches von 41 auf fast 65 Millionen. Der Zuwachs betrug fast sechzig Prozent. Den Zuwanderern vom Land blieb nichts übrig, als sich inmitten der lärmenden Stadt ihre Integration in monotone und spezialisierte Arbeitsprozesse selbst zu erarbeiten. Dem wachsenden Termindruck, der die Mechanisierung der Abläufe bis in den privaten Bereich verlangte, den gestiegenen körperlichen und psychischen Anpassungsleistungen fühlten viele sich auf Dauer nicht gewachsen. Als Siemens 1902 in Berlin eine neue Telefonzentrale eröffnete, die prompt wegen Überlastung zusammenbrach, gerieten die Mitarbeiterinnen in ansteckende Schreikrämpfe.

Im Jahre 1912 erscheint Alfred Adlers Publikation *Über den nervösen Charakter*. Nervosität war unter dem Begriff der Neurasthenie ein verbreitetes Krankheitsbild. Sie wurde zur Signatur der Zeit kurz vor dem Ersten Weltkrieg. So erschien 1913 im Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden, der Ratgeber des Dominikaners Raymond: *Der Freund der Nervösen und Skrupulanten. Ein Ratgeber für Leidende und Gesunde*. Das Buch trägt deutlich die Züge eines ungeübten und aus der Praxis schildernden Autors. Es erschien in zahlreichen und veränderten Auflagen.

Der Begriff des Skrupulanten, heute außer Gebrauch, meint nichts anderes als den Perfektionisten, der an sich selbst verzagt, da er seiner modernen, perfekt organisierten Umwelt nicht zu entsprechen vermag. Die neuen Plätze urbanen Lebens, Bahnhöfe, Warenhäuser, Kinos und Vergnügungspaläste, fordern eine Fülle neuer Kenntnisse und Fertigkeiten. Durch den Krieg werden die psychischen Erkrankungen nochmals um neue grausame Erscheinungen bereichert.

Ein ungewöhnlicher Autor der Schriftenreihe *Sammlung sozialpsychologischer Monographien* im Verlag Rütten und Loening ist Willy Hellpach. Sein Buch *Die geistigen Epidemien* erschien 1906 als elfter Band und gehört sicherlich zu den leutseligsten dieser Reihe. Er schreibt: »Nervenschwäche nun ist heute ein leider ja äußerst verbreiteter Zustand der Menschen, weil die durch Alkohol, Tuberkulose, Syphilis und künstliche Säuglingsernährung an sich schon geschwächten Generationen dem überstürzten Hereinbruch unseres Zeitalters mit seiner Unrast und seinen tausend kleinen aufreibenden Plackereien nicht gewachsen sein konnten. [...] Keiner, auch kein Nervenprotz, ist heute sicher, ob er nicht nächstens mithypochondern wird. Tausende laufen mit einer Art fragmentarischer Hypochondrie herum. Lauter prächtiges Material für eine hyperchondrische Epidemie! Morgen hält dann der Naturheilapostel Lehmann oder auch der ordentliche Professor Müller einen populärmedizinischen Vortrag. Und zu seinen Füßen sitzen sie, die fertigen Hypochonder, die halbfertigen und die unfertigen. Und übermorgen erleben wir eine kleine hyperchondrische Epidemie. Deren Herd: der Redner.« (S. 63 f.) Zu Zeiten des vom ZDF ausgestrahlten Gesundheitsmagazin *Praxis* diagnostizierten die Ärzte einige danach auftretende Krankheiten nach dem Moderator scherzhaft als *Morbus Mohl*.

Die großen Texte zu den Massen, beispielsweise von Gustave Le Bon, Sigmund Freud, Elias Canetti und José Ortega y Gasset erschienen erst ab den 1920er Jahren in Deutschland. Zweifellos aber hat es vorher ein deutliches Bewusstsein der entstehenden Massengesellschaft gegeben, deren nivellierenden Charakter man sogleich am eigenen Leibe erlebte. Ob dies nun den Philosophen Rudolf Eucken oder den Mediziner Schweninger betrifft, überall nivelliert die Moderne bislang privilegierte Zugänge und Verwertungsmöglichkeiten.

Geistige Epidemien, so Hellpach, erfolgen durch Einredung, Einfühlung und Eingebung. Dass eine ungesteuerte Masse die Gesellschaft ins Chaos stürzen könne, meint Hellpach ausschließen zu können. »Der männliche erwachsene, gebildete Westeuropäer: das ist der Mensch, dem die Eingebung ein schwer begreiflicher Vorgang geworden. Für alle minder komplizierten Seelen ist die Eingebung einfach ein Stück (und je naiver die Seele, ein desto gewaltigeres Stück) seelischer Kausalität: die bloße Vorstellung einer Sache ist der Anfang ihrer Verwirklichung. Mag

diese Vorstellung erregt sein von außen oder von innen, durch Zuruf, Zuspruch, Anblick, Lektüre, Phantasie, Erinnerung (›Suggestion‹ und ›Autosuggestion‹ hackt die Mode von gestern auseinander, und jene wieder in ›Verbalsuggestion‹ und ›Realsuggestion‹) das ist ganz gleich.« (S. 37f.) Gegenüber Kindern, Frauen und Kolonialvölkern ist der erwachsene, männliche und gebildete Westeuropäer, so Hellpach, die verlässliche Basis einer funktionsfähig bleibenden Gesellschaft. Acht Jahre später begrüßen diese Westeuropäer enthusiastisch den Ausbruch des Krieges.

47 Am Sterbelager des Jahrhunderts

Bevor man akzeptierte, dass Kultur und Industrie eine Verbindung in der sogenannten Kulturindustrie eingehen, hielt man Kultur als Gegensatz zur Industrie hoch. »Die Aufgabe dieses vorliegenden Buchs«, schreibt Georg Steinhausen im Vorwort seines zweibändigen Werks *Geschichte der deutschen Kultur* (Bibliographisches Institut, Leipzig 1904), »war eine systematische, auf wissenschaftlicher Grundlage und eigener Forschung aufgebaute, dabei den Ergebnissen anderer Forscher gerecht werdende, organisch zusammenhängende Gesamtdarstellung der Entwicklung der deutschen Kultur, die zugleich den Bedürfnissen weiter Leserkreise genügen, sie belehren und anregen will.«

Steinhausen bleibt dabei auf dem Boden der Kulturkritik der Romantik, wenn er am Ende des Buchs schreibt, dass er es »mit den Gegnern der angeblichen Kulturerrungenschaften hält«, den Gegnern des Fortschritts von Industrie, Handel und Arbeit, die die letzte Epoche der deutschen Kultur, die Gegenwart des Autors, kennzeichnen. Der »sezessionistische Geist« seiner Zeit aber, wie Steinhausen den Jugendstil nennt, suche moderne Errungenschaften mit ästhetischen Auffassungen in einer neuen Kultur zu verbinden. Steinhausen bleibt skeptisch: »Es wird eine neue Kulturform entstehen, aber auch sie wird die Menschen nicht befriedigen, wie keine Kultur.« (S. 719)

Da mag Ludwig Büchner ihm zustimmen, wenn auch aus anderen Gründen. »Riesige Gegensätze von arm und reich, von grenzenlosem Überfluß oder Wohlsein neben grenzenlosem Elend, von mühelosem Genuß neben angestrengster Arbeit, von Bildung und Wissen neben Unbildung und tiefster Unwissenheit, von höchster Menschenfreundlichkeit neben tiefster moralischer Verworfenheit – dies ist der Charakter unserer heutigen Gesellschaft.« (S. 270) So beginnt Büchner das Kapitel über die Gesellschaft in seinem letzten Buch *Am Sterbelager des Jahrhunderts. Blicke eines freien Denkers aus der Zeit in die Zeit* (Verlag Emil Roth,

Gießen 1898). Der Autor war durch den 1855 erschienenen Bestseller *Kraft und Stoff* bekannt geworden. In seinem letzten Buch blickt der gealterte Kämpfer für soziale Gerechtigkeit auf die Entwicklungen der großen und wichtigen Schauplätze, an denen sich die Zukunft der deutschen Gesellschaft entscheiden wird: Wissenschaft, Philosophie, Politik, Stellung der Juden, Frauenfragen.

Durch Theobald Zieglers Epochenrückblick, den er unter dem Titel *Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts* 1911 veröffentlichte, erhält man einen weniger pessimistischen Eindruck. Für Ziegler ist weder die Kultur im Niedergang, noch sind ihm die durch die Industrialisierung hervorgerufenen sozialen Probleme unlösbar. Zudem sind ihm zufolge die Verbesserungen der Lebensqualität, der Luft und des Wassers unbestreitbar. Analog zu Ziegler erschienen die voluminösen Werke von Siegmund Günther, *Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im Neunzehnten Jahrhundert* (Georg Bondi, Berlin 1901), und von Franz Carl Müller, *Geschichte der organischen Naturwissenschaften im Neunzehnten Jahrhundert* (Georg Bondi, Berlin 1902). Aus beiden Büchern geht deutlich hervor, wie weit die Spezialisierung der Naturwissenschaften gediehen ist, wie groß die Voraussetzungen zu ihrem Verständnis bereits sind. Noch gibt es neue Technik, deren Nutzen sofort einleuchtet, wie Elektrifizierung und Röntgens Apparate. Die Naturwissenschaft selbst verabschiedet sich aber zunehmend in fachsprachlich abgeschiedene, zunehmend mathematisierte und darum publikumsferne Bezirke.

Dieser Segmentierung der Naturwissenschaft in dem Alltagsverstand unzugängliche Bereiche entspricht die fortschreitende gesellschaftliche Segmentierung in Milieus und Gruppen. Dies blieb nicht unbeachtet. Die Signatur der Zeit als Massengesellschaft bringt also zugleich die Heterogenität der Gesellschaft zum Vorschein. So wird Kindern und Jugendlichen und Frauen verstärkte publizistische Aufmerksamkeit zuteil. Es geht um ihren Platz in der Gesellschaft. Über die Homosexuellen und ihre Rolle in der Gesellschaft schrieb Hans Blüher 1912 das Buch *Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion*.

48 Der Krieg im Westen

Mit Ausbruch des Krieges erblühte eine Literaturgattung, die ungeheure Beliebtheit erlangte und in einem Ausmaß gepflegt wurde wie nie zuvor und danach: das vaterländische Gedicht. In Sachbüchern wurden, vor allem in der Form des Kriegsberichts, die politisch opportunen Positi-

onen gepflegt. Wie im Falle der Lyrik allerdings erschien mit der Fortführung des Krieges, der nicht wie erwartet binnen einiger Monate endete, ab 1917 und 1918 deutlich weniger Sachliteratur zur Verherrlichung des Krieges.

Der Schriftsteller Bernhard Kellermann reist während des Ersten Weltkriegs als *embedded journalist*, wie es seit dem zweiten Irakkrieg heißt, an die Westfront. Wie er dort hinkommt, von wem begleitet und mit welchem Auftrag, wird nicht deutlich. Das aus dieser Reise hervorgehende Buch schwankt zwischen Verniedlichungen des Krieges (so wird ein angreifendes Flugzeug als Libelle bezeichnet), Mitteilungen, die bloßem Hörensagen entstammen, und einem Gestus, in dem vorgegeben wird, dass man sich und dem Leser nichts erspare. Allein der Titel seines bei S. Fischer 1915 erschienenen *Der Krieg im Westen* ist eine propagandistische Formulierung, müsste und könnte es doch genauer heißen: »Der Krieg auf französischem Boden.« Der Einsatz aus Afrika stammender Truppen wird ein Topos der deutschen Kritik am Kolonialsystem Frankreichs und Englands: »Dein schönes, edles Antlitz, Frankreich, auf das du so stolz bist, und das du so gern bewundern läßt, es ist geschändet. In deinen Salons und Parlamenten, in denen so viel gesprochen wird von Menschenwürde, Menschlichkeit und Gleichheit und ähnlichen Dingen, wird für ewig ein Gestank sein, der Gestank von hunderttausend schwarzen, faulenden Kadavern, die du in diesem Kriege zynisch geschlachtet hast.« (S. 91) Unbeachtet bleibt hier, dass eine, wenngleich fragwürdige, so doch bemerkenswerte Integration sich hier bietet, die in Deutschland aus im Kern rassistischen Gründen unmöglich ist.

Dass es bei solchen Büchern mit journalistischen Grundtugenden nicht weit her ist, zeigt noch deutlicher Norbert Jacques in seinem Buch *London und Paris im Krieg* (S. Fischer, 1915). Jacques hält sich mit luxemburgischem Pass einige Zeit in London und sodann mit einem gefälschten in Paris auf. Seine Berichte erschienen zuerst in der *Frankfurter Zeitung*. Weder recherchiert er – die Gefahr, als Spion verhaftet zu werden, wäre dazu zu groß – noch befasst er sich eingehender mit der Denkweise der Menschen. Er berichtet im Grunde nicht viel mehr als von der Propaganda der Zeitungen in den jeweiligen Ländern. Man erfährt buchstäblich nichts über London und Paris im Krieg. Dass diese Texte auch in Deutschland befremdlich wirkten, zeigt ein Brief Rene Schickeles an Jacques: »Ihre Feuilletons in der Frankfurter Zeitung haben mich Ihnen innerlich entfremdet. Ich glaube auch kaum, daß wir wieder zusammenkommen.« Im Jahre 1916 erscheint noch *In der Schwarmlinie des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen*.

Werner Sombarts Buch *Händler und Helden. Patriotische Besinnungen* (Verlag Duncker & Humblot, München) beginnt gleich im ersten Satz mit Propaganda: »Alle großen Kriege sind Glaubenskriege, waren

es in der Vergangenheit, sind es in der Gegenwart und werden es in der Zukunft sein.« Über derlei Unsinn war selbst schon der blutjunge Winston Churchill hinaus, als er 1899 in seinem Buch über den Krieg im Sudan schrieb: »So wurde freiweg behauptet – und von manchen Zeitgenossen wird das noch immer geglaubt –, der Aufstand im Sudan sei zur Gänze eine religiöse Angelegenheit gewesen. Wenn die ärgsten Unwahrheiten diejenigen sind, an denen ein Schein von Wahrheit ist, dann ist diese Ansicht in der Tat grundfalsch. Dagegen könnte es durchaus als historische Tatsache gelten, daß keine Revolte einer großen Volksmasse jemals ausschließlich oder auch nur hauptsächlich durch religiösen Eifer ausgelöst worden ist.« Churchill nennt sein Buch *Riverwar*. Er schreibt: »Der General, der militärische Operationen plant, der Staatsmann, der schwerwiegende Entscheidungen fällt, und der Leser, der den Fortgang und die Resultate von beidem zu begreifen wünscht, hat sich über den Nil Gedanken zu machen. Er ist das Leben der Landstriche, durch die er fließt. Er ist der Kriegsgrund und das Mittel, mit dem wir kämpfen, und auch das Kriegsziel, das unser Handeln bestimmt. Auf jeder Seite des Buchs hat unsere Vorstellungskraft den Lauf des Flusses nachzuzeichnen. Bei jedem Gefecht glitzert er zwischen den Palmen. [...] Ohne den Fluß hätte sich keiner auf den Weg gemacht. Keiner wäre ohne ihn weitergekommen und keiner ohne ihn zurückgekehrt.« Solche zum Kern vordringende realistische Abschätzung von Mittel und Zweck wird von Sombart als zynische Haltung des Händlers, als englische Haltung deklariert.

»Glauben Sie«, fragt Kellermann einen französischen Kriegsgefangenen, »daß das Verhältnis zwischen dem deutschen und dem französischen Volk in absehbarer Zeit wieder freundschaftliche Formen wird annehmen können?« (S. 113) Dieser verneint das. Der Krieg dauert noch drei weitere Jahre.

49

Verlegerkultur und Verlagskonjunktur um 1900

So unverbunden mit den 1920er Jahren, wie der Epochenschnitt des Ersten Weltkriegs glauben machen möchte, waren weder die Autoren noch die Verlage. Aus der Rückschau sind es die großen Namen, die das literarische Erbe dominieren. Diesem wesentlich an fiktionaler Literatur ausgerichteten Blickwinkel schließt sich leider auch die Buchwissenschaft an. Sie lässt sich ohne Not das Netz, mit dem sie die Produktion unter dem Gesichtspunkt der Produktionsbedingungen einzufangen gedenkt, von der Germanistik knüpfen (Kuhbandner, S. 14). Demgegenüber ist die Geschichtswissenschaft eine Fundgrube des Sachbuchs.

Einer der führenden Verlage um 1900 war unbestritten der 1886 aus dem G. Fischer Verlag hervorgegangene Verlag S. Fischer. Sein Namensgeber war Samuel Fischer. Nur zehn Jahre nach der Gründung wurde erstmals der von Otto Eckmann gezeichnete ›Fischer mit dem Netz‹ als Verlags-signet verwendet. Albert Langen folgte mit der Gründung seines Verlags 1893, Eugen Diederichs begann 1896 und wurde der wichtigste Kulturverleger bis in die 1930er Jahre. Karl Robert Langewiesche gründete seinen Verlag 1902 in Düsseldorf mit dem Ziel, »vornehme Massenartikel zu niedrigsten Preisen« zu produzieren, um so »gerade den breiten Massen, denen, die man die Ungebildeten nennt, durch meine Arbeit dienen zu dürfen«. Seine innovativen Marketingmethoden führten schnell zum Erfolg, der bis in die 1950er Jahre anhielt.

Zugleich aber erfolgten in diesem Zeitraum die Gründungen der Verlage, die dem Buchmarkt bis heute ein Gesicht verleihen. 1901 gründete Rudolf von Poellnitz den Insel Verlag. Er ging aus der 1899 von Otto Julius Bierbaum mitbegründeten Zeitschrift *Die Insel* hervor. Ab 1905 wurde der Verlag von Anton Kippenberg geleitet. Das Signet, den Zweimaster, gestaltete Peter Behrens. Reinhard Piper begründete sein Haus 1904. 1910 ging Ernst Rowohlt zuerst eigene Wege, gab wieder auf und begann neu. Schließlich gründete 1910 Gustav Kiepenheuer seinen Verlag.

Dass die Kontinuität eines Verlags über den Verbleib eines Autors im literarischen Gedächtnis entscheidet, kann man heute nur mehr schwer nachvollziehen. Umgekehrt aber fällt ebenso auf, dass Autoren aus der Geschichte eines Verlags herausfallen, die es an der gebotenen Treue zum Haus haben fehlen lassen. Viele dieser Verlage unterhielten auch darum Zeitschriften, um mit deren Hilfe neue Autoren zu gewinnen und alte an sich binden. Samuel Fischer gründete 1890 die *Freie Bühne für modernes Leben*, deren Titel und Herausgeber zunächst häufig wechselten. Herausgeber waren Otto Brahm, Arno Holz und Hermann Bahr, dann Wilhelm Bölsche, sehr kurz Otto Julius Bierbaum. Schließlich war für Jahrzehnte Oskar Bie ihr Herausgeber und sie nennt sich bis heute *Neue Rundschau*.

Diese neuen Verlage sind auch ein Ausdruck der wirtschaftlichen Prosperität Deutschlands. Sie ruft begabte Leute auf den Plan. Leute mit Ideen, die in Cafés und Clubs auf diejenigen stoßen, die mit ihrem Geld diesen Ideen zum Erfolg verhelfen und weiteres Geld verdienen wollen. Diese Verlage unterscheiden sich allein durch ihre wirtschaftliche Struktur von heutigen Verlagen, die heute nur noch in wenigen Einzelfällen unternehmergeführte Firmen sind. Sie hatten aber schon Telefon sowie Schreibmaschinen und es erschienen die ersten Verlagsvorschauen, die bereits mit den Auflagenhöhen der angekündigten Titel protzten. Alles wie heute. Dergleichen lässt auf einen wachsenden, aber darum nicht weniger umkämpften Markt schließen. So sind in dieser Phase zwei Strategien zu beobachten: Senkung der Preise oder des Niveaus oder beides zugleich. Den Anfang

unter den bedeutenden Verlagen machte 1896 die Fischer Collection, Anton Kippenberg folgte 1907 mit Büchern für zwei Reichsmark, ihm folgte S. Fischer mit kurzen Romanen für 1 Mark, 1910 dann Ullstein, ebenfalls mit Romanen.

Literatur wird bis heute oft im hochkulturellen Milieu als unabhängig vom Markt und seinen Gesetzmäßigkeiten gedacht. Und so auch abgehandelt: In Literaturgeschichten fehlen in der Regel Angaben zu Auflagen und Autorenhonorar. Ein Umstand, der ebenso selbstverständlich wie undiskutiert bleibt. Im Gegenteil, alle Handlungen und Aussagen über Literatur dienen der Verschleierung ihres ökonomischen Zwecks. Dies führte gleich zu Anfang zu einer unterschweligen Gegenströmung, die sich schon bei Eugen Diederichs findet, in der sich Verleger und Buchhändler als besonders marktnah stilisieren. Bis heute findet man sowohl die sich verträumt gebende Marktferne als auch robuste Marktnähe als gängige Schablonen verlegerischer Selbstinszenierung.

Die stets fortschreitende Ausdifferenzierung der Ingenieurwissenschaften, Technik und angewandten Naturwissenschaften lässt die Idee einer Enzyklopädie, als »Darstellung unseres gesamten Wissens«, als bloße Prospekt-rhetorik des Göschenverlags dastehen. Die vom Verlagsgehilfen Ernst Waiblinger konzipierte *Sammlung Göschen* begann 1889 als Sammlung von Schullektüren in der G. J. Göschen'schen Verlagsbuchhandlung. Ein erster naturwissenschaftlicher Band, der der ursprünglichen Konzeption folgte, war A. F. Möbius *Astronomie*. »Zweck und Ziel der *Sammlung Göschen* ist«, so der Verlag in einem Text in einem der Bändchen, »in Einzeldarstellungen eine klare, leichtverständliche und übersichtliche Einführung in sämtliche Gebiete der Wissenschaft und Technik zu geben; in engem Rahmen, auf streng wissenschaftlicher Grundlage und unter Berücksichtigung des neuesten Standes der Forschung bearbeitet, soll jedes Bändchen zuverlässig Belehrung bieten. Jedes einzelne Gebiet ist in sich geschlossen dargestellt, aber dennoch stehen alle Bändchen in innerem Zusammenhänge miteinander, so dass das Ganze, wenn es vollendet vorliegt, eine einheitliche, systematische Darstellung unseres gesamten Wissens bilden dürfte.« Es folgten Bände mit Einführungen zur Pädagogik, Geologie, Philosophie und Geschichte. In der zunehmenden Verwissenschaftlichung aller Fachbereiche gaben diese Bände in Studium und Ausbildung geeignete Hilfestellungen. Statt Verbreiter der Volksbildung war die Sammlung Göschen nun Dienstleister für die Wissensbestände der Spezialisten. Dabei wird das Reihenkonzept vom Verlag von Anfang an präzise bestimmt: »Alles Gezierte, Absonderliche, Geschraubte, Schwerfällige, Uebertriebene, sowie alle entbehrlichen Fremdwörter sind zu vermeiden.« (Zizak, 1999) Kurz gesagt: Erzählen verboten. Die stets wachsenden Studentenzahlen, die sich neue bildenden Ausbildungsberufe sorgten für einen nicht abreißen den Bedarf

an Einführungsschriften. Mitte der 1930er Jahre zählte die Gesamtauflage, der inzwischen längst zu de Gruyter gehörenden *Sammlung Götschen* über 15 Millionen Exemplare. (Terwey, 1999)

Walther Keller und Euchar Nehmann gründeten 1904 die Zeitschrift *Kosmos. Handweiser für Naturfreunde*. Eigentlich handelte es sich um eine Neugründung, gab es doch bereits 1874 eine gleichlautende Zeitschrift von Ernst Krause alias Carus Sterne, die sich das »erste Organ für den wissenschaftlichen Darwinismus« nannte. Jeder neuen Ausgabe der Zeitschrift lag ein kleines Buch bei, sodass hier zugleich eine der ersten Buchgemeinschaften Deutschlands gegründet wurde. Die Vermarktungsbasis der Zeitschrift und Bücher bildete die ein Jahr zuvor gegründete Gesellschaft für Naturfreunde. Von anfänglich 4.000 stieg die Zahl der Mitglieder bis 1912 auf über 100.000 und verdoppelte sich nach dem Ersten Weltkrieg nochmals. (Binder, 1953) Die durch fortschreitende Technik und Naturwissenschaft forcierte Spreizung der Facharbeiterberufe verlieh dem Thema offensichtlich eine ununterbrochene Konjunktur, die wesentlich auf zwei Leistungen der Zeitschrift und der Bücher beruhte: einerseits Einfügung des sich zersplitternden Fachwissens in einen weltanschaulichen Rahmen und andererseits Diffundierung von Technik und Naturwissenschaften in die Freizeitkultur. Gewiss wuchsen auch aus bildungsfernen Schichten dem Verlag neue Abonnenten zu. Entscheidender war aber, die Naturwissenschaften, wie zuvor schon bei der Gründung der *Urania*, medial zu verwerthen. Von Haus aus sind die Verlagsleiter Buchhändler, damals noch so etwas wie ein zweiter Bildungsweg. Mit ihren vertrieblichen Erfahrungen im Bahnhofsbuchhandel und programmatisch zunächst eher im Bereich preiswerter Gesellschaftsromane tätig, operieren sie mit der Frage, was sich im Printbereich optimal vermarkten lässt.

Die *Abstammung des Menschen* von Wilhelm Bölsche bildete den Anfang bei Franckh. Bis 1909 waren bereits 40.000 Exemplare dieses Bändchens abgesetzt. (Magnus, 1909) Sicherlich engagierten die Verleger, die auch sonst alles richtig machten, nicht zufällig den Erfolgsautor Wilhelm Bölsche.

Verwendete Literatur

Binder, Hans-Erich: **Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart**. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung 1953.

Blom, Philipp: **Der taumelnde Kontinent**. Europa 1900–1914. München 2009.

Brenner, Peter J.: **Der Reisebericht in der deutschen Literatur**. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte. Tübingen 1990.

Bruch, Rüdiger vom: **Weltpolitik als Kulturmission**. Auswärtige Kulturpolitik und Bildungsbürgertum in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Paderborn 1982.

Daum, Andreas W.: **Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert**. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit. München 1998.

Daum, Andreas W.: **Auf der Suche nach dem verlorenen Autor**. Das Sachbuch und seine Verfasser im 19. Jahrhundert. Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen. Hrsg. David Oels, Stephan Porombka, Erhard Schütz. 1. Jg. 2006, Heft 1. S. 11–21.

Goody, Jack R.: **Wissen und die Arten seiner Weitergabe**. In: Johannes Fried, Johannes Süßmann, Revolutionen des Wissens. Von der Steinzeit bis zur Moderne. München 2001. S. 40–55.

Hädecke, Wolfgang: **Poeten und Maschinen**. Deutsche Dichter als Zeugen der Industrialisierung. München, Wien 1993.

Erdmut Jost: **Wissenschaftliche Essayistik, essayistische Wissenschaft**. Zum Zusammenhang von Rundschaupublizistik und Sachbuch. In: Andy Hahnemann, David Oels (Hg.): Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert. Frankfurt u. a. 2008. S. 201–210.

Keegan, John: **Der Erste Weltkrieg**. Eine europäische Tragödie. Reinbek bei Hamburg 2000.

Krokow, Christian Graf von: **Porträts berühmter Frauen**. München 2002.

Koepcke, Cordula: **Ricarda Huch. Ihr Leben und ihr Werk.** Frankfurt 1996.

Kuhbandner, Birgit: **Unternehmer zwischen Markt und Moderne.** Verleger und die zeitgenössische Literatur an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. Wiesbaden 2008. (Mainzer Studien zur Buchwissenschaft. Bd. 17. Hrsg. von Stephan Füssel)

Landwehr, Achim: **Das Sichtbare sichtbar machen.** Annäherungen an ›Wissen‹ als Kategorie historischer Forschung. In: Geschichte(n) der Wirklichkeit. Beiträge zu Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens. Hrsg. Achim Landwehr. Documenta Augustana Bd. II. Augsburg 2002. S. 61–89.

Lohrer, Lieselotte: **Cotta. Geschichte eines Verlags 1650–1959.** Stuttgart 1959.

Magnus, Rudolf: **Wilhelm Bölsche.** Ein biographisch-kritischer Beitrag zur modernen Weltanschauung. Berlin 1909.

Mogk, Walter: **Paul Rohrbach und das ›größere Deutschland‹.** Ethischer Imperialismus im wilhelminischen Zeitalter. Ein Beitrag zu Geschichte des Kulturprotestantismus. München 1972.

Monsheimer, Otto: **Drei Generationen Berufsschularbeit.** Julius Beltz: Weinheim o. J.

Morris-Keitel, Peter: »... **eine solche interessante Naturerscheinung in unverfälschter Echtheit ...**«: Curt Grottewitz' als früher Vertreter **ökologischer Nachhaltigkeitskonzepte.** In: Curt Grottewitz, Sonntage eine großstädtischen Arbeiters in der Natur. (1906) Kritische Neuausgabe mit Beiträgen zu Nachhaltigkeit herausgegeben von Erich Hobusch und Peter Morris-Keitel. Berlin 2005. S. 89–112.

Momme Nissen, Benedikt: **Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn.** Freiburg 1927.

Oels, David: **Wissen und Unterhaltung im Sachbuch, oder: Warum es keine germanistische Sachbuchforschung gibt und wie eine solche aussehen könnte.** In Zeitschrift für Germanistik N. F. 15 (2005) Heft 1, S. 8–27.

Rebenich, Stefan: »**Unser Werk lobt keinen Meister.**« Theodor Mommsen und die Wissenschaft vom Altertum. In: Josef Wiesehöfer (Hg.) Theodor Mommsen: Gelehrter, Politiker und Literat. Stuttgart 2005.

Renfrew, Colin: **Symbol before Concept.** Die Macht des Symbols und die frühe Gesellschaftsentwicklung. In: Johannes Fried, Johannes Süßmann, Revolutionen des Wissens. **Von der Steinzeit bis zur Moderne.** München 2001. S. 21–38.

Schölzel, Christian: **Rathenau. Eine Biographie.** Paderborn 2006.
Schlaffer, Heinz: **Das entfesselte Wort.** Nietzsches Stil und seine Folgen. München 2007.

Schlink, Wilhelm: **Herman Grimm (1828–1901) : Epigone und Vorläufer.** In: Aspekte der Romantik : zur Verleihung des »Brüder Grimm-Preises« der Philipps-Universität Marburg im Dezember 1999 / hrsg. von Jutta Osinski und Felix Saure. Kassel: Brüder-Grimm-Gesellschaft, 2001 (Schriften der Brüder-Grimm-Gesellschaft Kassel ; 32), S. 73–93. <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/460/>.

Schwarz, Angela: **Wissenspopularisierung und Wissenskultur im 19. Jahrhundert.** In: Carsten Kretschmann (Hrsg.) Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel. Berlin 2003. S. 221–234.

Terwey, Andreas: **»Jedes Bändchen enthalte eine charaktervolle Originalarbeit«** – Die Erfolgsgeschichte der Sammlung Göschen. In: Anne-Katrin Ziesak: Der Verlag Walter de Gruyter 1749–1999. S. 95–97.

Veith, Hermann: **Das Selbstverständnis des modernen Menschen.** Theorien des vergesellschafteten Individuums im 20. Jahrhundert. Frankfurt 2001.

Walther, Gerrit: **»... mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten.«** Mommsens historischer Blick. In: Josef Wiesehöfer (Hg.) Theodor Mommsen: Gelehrter, Politiker und Literat. Stuttgart 2005.

Ziche, Paul: **Wissenschaft als Weltanschauung, Weltanschauung als Wissenschaft.** Der Darwinismus und die Verallgemeinerung von Wissenschaft um 1900. In: Kurt Bayertz, Myriam Gerhard, Walter Jaeschke (Hrsg.), Weltanschauung, Philosophie und Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert. Hamburg 2007, S. 186–205.

Ziesak, Anne-Katrin: **Der Verlag Walter de Gruyter 1749–1999.** Begleitband zur Ausstellung Der Verlag Walter de Gruyter 1749–1999. Berlin 1999.

Register

- Adler, Alfred (1870–1937) 93
Ament, Wilhelm 86 f.
Andreas-Salomé, Lou (1861–1937) 93
Aufschnaiter, Peter (1899–1973) 84
Bahr, Hermann (1863–1934) 55, 62 f., 99
Bahr-Mildenburg, Anna (1872–1947)
55
Ball, Hugo (1886–1927) 43
Bebel, August (1840–1913) 91
Bechstein, Johann Matthäus (1757–
1822) 18
Beethoven, Ludwig van (1770–1827) 50
Behrens, Peter (1868–1940) 65, 99
Bekker, Paul (1882–1937) 50
Bernhardi, Friedrich von (1849–1930)
43
Bernstein, Aaron (1812 – 1884) 17
Bie, Oskar (1864–1938) 48 f., 55, 61, 64,
65, 99
Bierbaum, Otto Julius (1865–1910) 83,
99
Bismarck, Otto von (1815 – 1898) 17,
34, 35, 41 f., 79, 89
Blos, Wilhelm (1849–1927) 31, 35
Blüher, Hans (1888–1955) 96
Böcklin, Arnold (1827–1901) 61
Bölsche, Wilhelm (1861–1939) 19, 21,
22, 55, 61, 99, 101
Bonsels, Waldemar (1881–1952) 85 f.,
88 f.
Bonus, Arthur (1864–1941) 76
Brahm, Otto (1856–1912) 99
Brecht, Bertolt (1898–1956) 27
Brockhaus, Albert (1855–1921) 85
Brod, Max (1884–1968) 56
Buber, Martin (1868–1965) 65, 89
Büchner, Ludwig (1824–1899) 95 f.
Bunsen, Marie von (1860–1941) 83
Burckhardt, Jacob (1818–1897) 36,
38 f.
Bürgel, Bruno H. (1875–1948) 21, 24
Canetti, Elias (1905–1994) 46, 94
Carlyle, Thomas (1795–1881) 34
Carnegie, Andrew (1835–1919) 81
Chamberlain, Houston Steward
(1855–1927) 33, 55, 63, 77
Christ, Lena (1881–1920) 25
Churchill, Winston (1874–1965) 98
Claß, Heinrich (1868–1953) 33, 42 f.
Dahlhaus, Carl (1928–1989) 50
Dehmel, Richard (1863–1920) 56
Dekker, Hermann 89
Delbrück, Hans (1848–1929) 40 f.,
43, 47
Dewitz, Hans Prehn von 31
Diederichs, Eugen (1867–1930) 19,
99, 100
Diderot, Denis (1713–1784) 14
Dohm, Hedwig (1831–1919) 91, 92 f.
Dreiser, Theodore (1871–1945) 27

- Duimchen, Theodor (1853–1936) 31
- Eckmann, Otto (1856–1902) 99
- Ehrenberg, Richard (1857–1921) 31
- Einstein, Albert (1879–1955) 21, 22, 70
- Elias, Norbert (1897–1990) 77
- Engel, Eduard (1851–1938) 52, 54
- Eucken, Rudolf (1846–1926) 71 f., 73, 76, 94
- Eyth, Max (1836–1906) 23, 88
- Faraday, Michael (1791–1867) 88
- Felder, Franz Michael (1839–1869) 25
- Fest, Joachim (1926–2006) 36
- Fontenelle, Bernhard de (1657–1757) 14
- Förster, Friedrich W. (1869–1966) 29 f., 43
- Förster-Nietzsche, Elisabeth (1846–1935) 66 f.
- Freud, Sigmund (1856–1939) 39, 70, 94
- Friedegg, Ernst 30
- Friedell, Egon (1878–1938) 91
- Friedrich II. (1712–1786) 34, 41
- Frimmel, Theodor von (1853–1928) 51
- Fritsch, Theodor (1852–1933) 32
- Fromm, Erich (1900–1980) 77
- Gansberg, Fritz (1871–1950) 35
- George, Henry (1839–1897) 29
- Germandt, Otto 51
- Gildemeister, Otto (1823–1902) 66
- Gillhoff, Johannes (1861–1930) 25
- Goethe, Johann Wolfgang von (1749–1832) 29, 52, 63
- Göhre, Paul (1864–1928) 27 f.
- Grabowsky, Adolf (1880–1969) 45
- Grimm, Hans (1875–1959) 80
- Grimm, Herman (1828–1901) 55, 57, 58
- Grottewitz, Curt (1866–1905) 20
- Grzimek, Bernhard (1909–1987) 11, 80
- Gundolf, Friedrich (1880–1931) 54
- Günther, Siegmund (1848–1923) 96
- Haeckel, Ernst (1834 – 1919) 20, 21, 34, 67, 68, 70
- Haecker, Theodor (1879–1945) 24, 43
- Harnack, Adolf von (1851–1930) 74 f.
- Harrer, Heinrich (1912–2006) 84
- Harsdörffer, Georg Philipp (1607–1658) 14
- Hauptmann, Gerhart (1862–1946) 35
- Hawking, Stephen (1942) 12
- Heck, Ludwig (1860–1951) 78
- Hedin, Sven (1865–1952) 84 f.
- Heim, Karl (1874–1958) 76
- Hellpach, Willy (1877–1955) 94 f.
- Helmolt, Franz 32
- Hesse, Herrmann (1877–1962) 35, 43, 85 f.
- Hirsch, Franz 32
- Hirzel, Salomon (1804–1877) 36
- Hofmannsthal, Hugo von (1874–1929) 53, 54, 56
- Holitscher, Arthur (1869–1941) 81
- Holz, Arno (1863–1929) 99
- Huch, Ricarda (1864–1947) 36, 53 f.
- Humboldt, Wilhelm von (1767–1835) 15
- Jacques, Norbert (1880–1954) 97
- James, William (1842–1910) 75
- Kafka, Franz (1883–1924) 77, 82, 84
- Kandinsky, Wassily (1866–1944) 62
- Kassner, Rudolf (1873–1959) 55
- Keller, Walther (1869–1952) 101
- Kellermann, Bernhard (1879–1951) 24, 97
- Kerr, Alfred (1867–1948) 55
- Key, Ellen (1849–1926) 55, 87, 92, 93
- Kiepenheuer, Gustav (1880–1949) 99
- Kippenberg, Anton (1874–1950) 99, 100

- Kirchmayr, Hermann 65
Klein, Stefan (1965) 39
Koelsch, Adolf (1879–1948) 18
Kraepelin, Emil (1856–1926) 67
Krause, Ernst (Carus Sterne)
(1839–1903) 101
Kröner, Adolf (1836–1911) 41
Kunowski, Lothar von 64 f.
Lagerlöf, Selma (1858–1940) 88
Lamprecht, Karl (1856–1915) 32, 34, 42,
47, 73, 81
Landsberg, Hans 55
Langbehn, Julius (1851–1907) 57
Langen, Albert (1869–1909) 99
Langenwiesche, Karl Robert 48, 99
Le Bon, Gustave (1841–1931) 94
Leonardo da Vinci (1452–1519) 39
Lettow-Vorbeck, Paul (1870–1964) 80
Lipsius, Marie (1837–1927) 49, 51
Ludwig, Emil (1881–1948) 34
Luschan, Felix von (1854–1924) 34
Luther, Martin (1483–1546) 72
Luxemburg, Rosa (1870–1919) 43 f.
Mach, Ernst (1838–1864) 55, 70
Maeterlinck, Maurice (1862–1949) 18,
21
Mann, Golo (1909–1994) 36
Mann, Thomas (1875–1955) 11, 34, 45,
82
Mannasser, David 14
Marc, Franz (1880–1916) 62
Marholm, Laura (1854–1928) 93
Mehring, Franz (1846–1919) 34 f.
Meier-Graefe, Julius (1867–1935) 60 f.
Meinecke, Friedrich (1862–1954) 47
Melville, Herman (1819–1891) 27
Mereschkowskij, Dimitrij (1865–1941)
39
Meyer, M. Wilhelm (1853 – 1910) 21, 22
Meyer, Richard M. (1860–1914) 52 f.
Möbius, A. F. (1790–1868) 100
Möbius, Julius (1853–1907) 91
Mommensen, Theodor (1817–1903) 32,
36 f.
Montessori, Maria (1870–1952) 86
Morgenstern, Christian (1871–1914)
78
Müller, Franz Carl 96
Müller, Johannes (1801–1858) 63
Munch, Edvard (1863–1944) 61
Muther, Richard (1860–1909) 39, 58 f.
Myers, Gustavus (1872–1942) 30 f.
Naumann, Friedrich (1860–1919) 44
Naumann, Hans (1886–1951) 30
Nehmann, Euchar (1865–1948) 101
Nietzsche, Friedrich (1844–1900) 55,
57, 66 f., 92
Norden, Eduard (1868–1941) 37
Norris, Frank (1870–1902) 27
Ortega y Gasset, José (1883–1955) 94
Otto, Rudolf (1869–1937) 75
Paulsen, Friedrich (1846–1908) 66, 67
ff., 71, 72
Pflugk-Harttung, Julius von (1848–
1919) 34
Pfordten, Hermann von der 51
Piper, Reinhard (1879–1953) 99
Plehn, Hans 44
Poellnitz, Rudolf von 99
Potter, Beatrice (1866–1943) 93
Preuß, Hugo (1860–1925) 44 f.
Rathenau, Walther (1867–1922) 29,
45 f., 92
Raymond 93
Reck, Fritz 36
Reimer, Karl 36
Riegl, Alois (1858–1905) 63
Riezler, Kurt (1882–1955) 44, 47

- Rohrbach, Paul (1869–1956) 47 f.
- Rolland, Romain (1866–1944) 43, 51
- Rowohlt, Ernst (1887–1960) 99
- Ruedorffer, J. J. (Pseudonym für Riezler)
- Saja, Karl 89
- Schätzing, Frank (1957) 27
- Schickele, Rene (1883–1940) 97
- Schillings, Georg (1865–1921) 78
- Schippel, Max (1859–1928) 31
- Schleich, Ernst Ludwig (1859–1922) 90
- Schlieffen, Alfred Graf von (1833–1913)
41
- Schmelzer, Karl 89
- Schopenhauer, Arthur (1788–1860) 38,
66
- Schweninger, Ernst (1850–1924) 89 f., 94
- Seemann, Arthur (1861–1925) 57
- Sextro, Heinrich Philipp (1746–1838) 15
- Sieburg, Friedrich (1893–1964) 36
- Sinclair, Upton (1878–1968) 26
- Sloterdijk, Peter (1947) 75
- Sombart, Werner (1863–1941) 97 f.
- Sonnleitner, A. Th. (Pseudonym für
Tluchor, Alois) (1869–1939) 88
- Steffen, Gustav F. 42 f.
- Steinhausen, Georg (1866–1933) 95
- Stöcker, Helene (1869–1943) 92
- Thomas-San-Galli, W. Alexander 51
- Thompson, William 29
- Tluchor, Alois, s. Sonnleitner
- Toynbee, John Arnold (1852–1883) 30
- Treitschke, Heinrich von (1834–1896)
32, 47
- Tönnies, Ferdinand (1855–1909) 67, 68
- Trotha, Lothar von (1848–1920) 48
- Tschudi, Hugo von (1851–1911) 61
- Tucholsky, Kurt (1890–1935) 25, 55, 56
- Umgelter, Fritz (1922–1981) 35
- Unruh, Conrad von 18
- Virchow, Rudolf (1821–1902) 34
- Waiblinger, Ernst 100
- Walser, Robert (1878–1956) 31
- Weber, Alfred (1868–1958) 77
- Weber, Max (1864–1920) 65, 77
- Weber, Max Maria von (1822–1881)
23
- Wedekind, Frank (1864–1918) 89
- Weiniger, Otto (1880–1903) 92
- Werner, Anton von (1843–1915) 61,
62 f.
- Wiegler, Paul (1878–1949) 52, 54
- Wilhelm I. (1797–1888) 62
- Wilhelm II. (1859–1941) 17, 28, 33,
41, 83
- Wölfflin, Heinrich (1864–1945) 60
- Wundt, Wilhelm (1832–1920) 66, 70,
72 f., 76
- Ziegler, Theobald (1846–1918) 67, 96
- Zimmermann, Wilhelm (1807–1878)
35

Danksagung

Diese Buchausgabe von *Immer schön sachlich. Kleine Geschichte des Sachbuchs* wäre ohne die Unterstützung von Susanne George, David Oels und Lukas Höh nicht so zustande gekommen. Ich danke ihnen besonders herzlich und bleibe für die Fehler allein verantwortlich.